



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 15, Nr. 1 January 15, 1962

Köln: Bund-Verlag, January 15, 1962

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

, 15. Januar 1962 · 15. Jahrgang · Preis 50 Pfennig · G 1394 E

Junger Negerkünstler vor seinem Werk. Foto: UNESCO



Protest

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes hat in seiner Sitzung vom 5. Dezember 1961 zu der Regierungserklärung wie folgt Stellung genommen: Zu den lebenswichtigen Fragen der Arbeitnehmer hat sich die Regierungserklärung gar nicht oder nur ausweichend geäußert. Das gilt besonders für die Forderungen, die der Deutsche Gewerkschaftsbund in seiner Erklärung zu den Bundestagswahlen erhoben hat.

So fehlt in der Regierungserklärung jede Kritik an den maßlosen Gewinnsteigerungen der Unternehmer. Dagegen wird den Gewerkschaften eine „maßvolle“ Lohnpolitik zugemutet und damit die Drohung verknüpft, daß „gegebenenfalls neue Lösungen und Formen der Zusammenarbeit der Sozialpartner“ gefunden werden müßten.

Der einseitig arbeitgeberfreundliche Standpunkt der Regierungserklärung konnte nicht deutlicher dokumentiert werden. Offensichtlich findet hier der geheime Koalitionsvertrag der Regierungsparteien seine erste Auswirkung. Die Drohung mit einem Eingriff in die Tarifautonomie deckt sich auffallend mit den Vorstellungen der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände.

Zu der Forderung des Deutschen Gewerkschaftsbundes auf volle Mitbestimmung der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften in den größeren Unternehmen aller Wirtschaftszweige schweigt die Regierung gänzlich, weil der geheime Koalitionsvertrag ihr einen Ausbau des Mitbestimmungsrechts untersagt hat.

Mit Entschiedenheit protestiert der Deutsche Gewerkschaftsbund dagegen, daß lediglich von einer weiteren Förderung des Wohnungsbaus, dagegen nicht des sozialen Wohnungsbaus gesprochen wird, auf den es für die Arbeitnehmer wesentlich ankommt. Diese Tendenz muß zu einer völligen Lahmlegung des sozialen Wohnungsbaus führen.

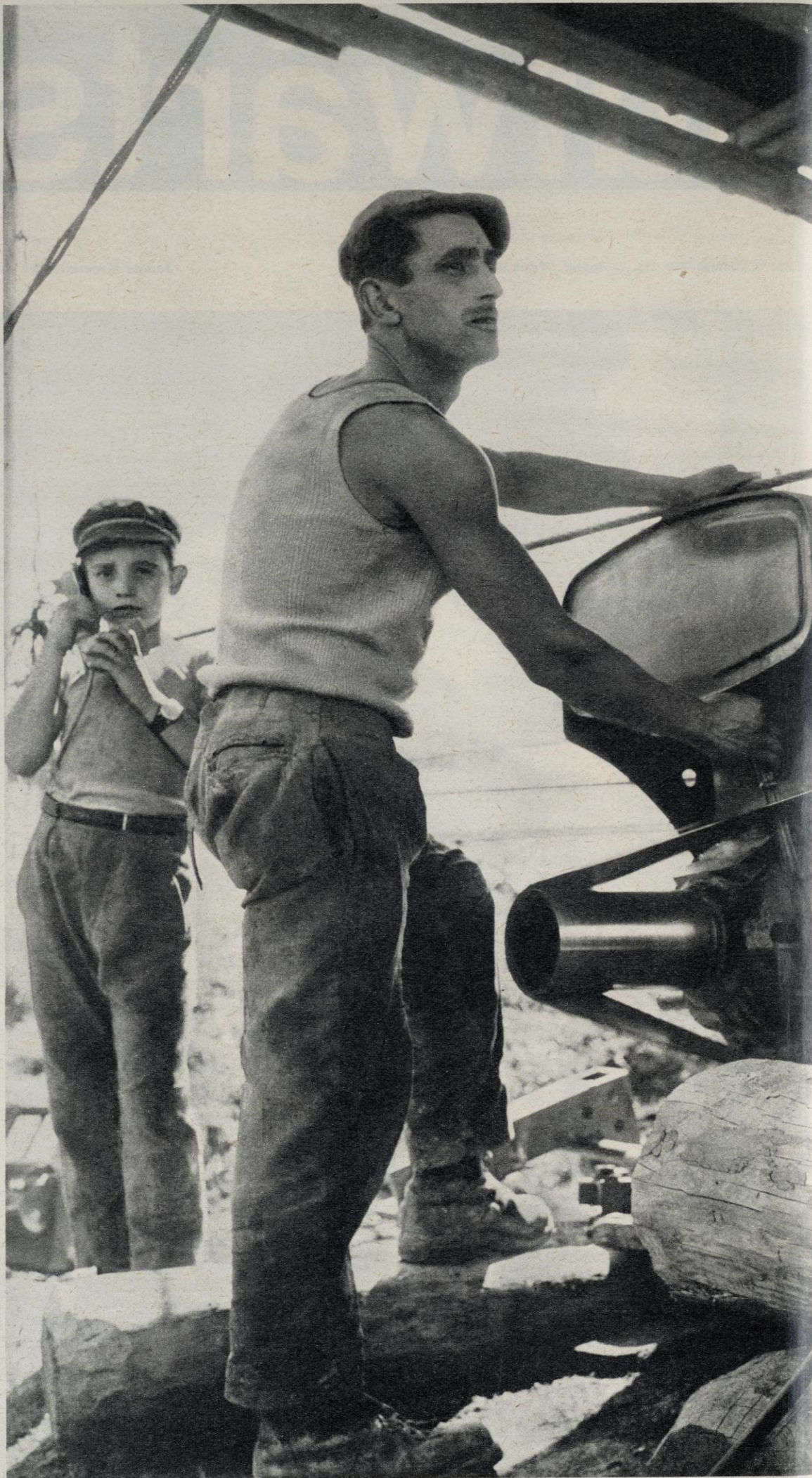
Die Regierungserklärung ignoriert die Tatsache, daß es in den letzten Jahren einer kleinen Bevölkerungsschicht möglich war, auf Kosten der breiten Schichten der Arbeitnehmer und Verbraucher riesenhafte Vermögen anzuhäufen. Als Mittel zur Beseitigung dieser ungerechten Vermögensverteilung weiß die Bundesregierung keinen anderen Rat, als den Arbeitnehmern verstärktes Sparen zu empfehlen.

Im sozialpolitischen Teil der Regierungserklärung fehlen alle konkreten Hinweise auf eine fortschrittliche Sozialreform. Vor allem fehlt die Zusage, daß für alle Arbeiter im Falle der Krankheit das gleiche Recht der Lohnfortzahlung durch die Arbeitgeber endlich verwirklicht wird. Wenn die Regierungserklärung von einer Reform der Kranken- und Unfallversicherung spricht, so besteht die Befürchtung, daß sie ihre alten gegen die Arbeitnehmer und ihre Familien gerichteten Pläne für eine zusätzliche Kostenbeteiligung und eine Erschwerung der ärztlichen Versorgung wieder hervorholen will.

Die Regierungserklärung hat die vom Deutschen Gewerkschaftsbund in seiner Stellungnahme vom 7. November dieses Jahres zum Koalitionsvertrag ausgesprochenen Befürchtungen vollauf bestätigt.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund wiederholt daher seine Warnung an die Bundesregierung, in ihrer Politik einen sozialreaktionären Kurs einzuschlagen, der sie notwendig in Widerspruch zu den Arbeitnehmern und ihren Gewerkschaften setzen muß.

Der Deutsche Gewerkschaftsbund appelliert an alle Arbeiter, Angestellten und Beamten, sich enger zusammenzuschließen und durch Einheit und Geschlossenheit die Gewerkschaften in den bevorstehenden Auseinandersetzungen tatkräftig zu unterstützen.



Comet-Foto

Mitteilung auf Grund des § 2, Abs. 2, Satz 1 des Pressegesetzes des Landes Nordrhein-Westfalen vom 17. November 1949: Aufwärts erscheint im Bund-Verlag. Das Gesellschaftskapital beträgt 750 000 DM. Gesellschafter: Vermögensverwaltungs- und Treuhandgesellschaft mbH des DGB.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupferdruck: DuMont Presse, Köln.

Freier Samstag auch für Jugendliche

Zur Durchführung des Jugendarbeitsschutzgesetzes vertritt der Deutsche Gewerkschaftsbund die Auffassung, daß es der Wille des Gesetzgebers war, auch allen Jugendlichen über 16 Jahren einen arbeitsfreien Samstag zu sichern, wenn die im gleichen Betrieb beschäftigten erwachsenen Arbeitnehmer üblicherweise nicht beschäftigt werden. Gegen ein Urteil des Verwaltungsgerichts Kassel vom 11. Oktober 1961, das in diesem Sinne den § 10, Abs. 4, des Jugendarbeitsschutzgesetzes ausgelegt und entsprechend entschieden hat, wurde vom kla-

genden Arbeitgeber beim Bundesverwaltungsgericht in Berlin Sprungrevision eingelegt.

In diesem Zusammenhang weist der DGB auf zwei Urteile der Landesarbeitsgerichte Düsseldorf und Stuttgart hin, die in ähnlich gelagerten Streitfällen im gleichen Sinne entschieden haben. Bei der in absehbarer Zeit vor dem Bundesarbeitsgericht in Kassel hierzu laufenden Revisionsverhandlung wird der DGB als Vertreter des klagenden Jugendlichen seine Auffassung, die auch von allen Arbeitsministerien im Bundesgebiet geteilt wird, mit Nachdruck vertreten.

Für den sozialen Musterstaat

Von Willi Richter

Wir wollen selbst nach demokratischen Grundsätzen entscheiden, welche Wirtschafts- und Sozialordnung wir für die richtige halten und wie wir unsere Gesellschaftsordnung aufbauen. Wir müssen von allen Verantwortlichen in der Welt verlangen, daß sie die gesamtdeutsche Frage bei ihren Verhandlungen im Auge haben und daß im Rahmen der gesamtdeutschen Frage auch die Berlin-Frage behandelt wird. Verfahren wir anders, könnte uns jeder sagen, ihr habt eure Brüder und Schwestern in der Sowjetzone und im Ostsektor Berlins aufgegeben.

Auf Grund unserer Erfahrungen mit der Nazi-Diktatur müssen wir uns mit aller Entschiedenheit gegen eine kommunistische Diktatur wenden und die Forderung erheben, daß sie in der sowjetisch besetzten Zone und im Ostsektor Berlins endlich wieder abgebaut wird. Insbesondere empört uns die Rolle, die der FDGB in der Zone als Handlanger dieser kommunistischen Diktatur spielt. Sie ist traurig und schmachvoll. Nicht zuletzt, wenn man an die Betriebskampfgruppen denkt, die der FDGB eingesetzt hat, um Arbeiterfamilien zu zerreißen und um den Zugang zu den Westberliner Arbeitsplätzen zu sperren.

Um so mehr ist der Deutsche Gewerkschaftsbund heute zur wirklichen Vertretung der Interessen der Arbeitnehmer auch Ostberlins und Mitteldeutschlands geworden. Das verpflichtet uns, im neuen Jahr unseren Kampf gegen die Zerreißen Deutschlands durch Mauern, Stacheldraht, Todesstreifen und Wachtürme mit aller Entschiedenheit fortzusetzen. Wir sind zugleich die Stimme des ungebrochenen Freiheitswillens unserer Kolleginnen und Kollegen in der sowjetischen Besatzungszone. Auch wenn die Zukunft noch so dunkel erscheint, laßt uns unaufhörlich fordern, daß die berüchtigte Mauer in Berlin und die Sperren an der Zonengrenze endlich beseitigt werden.

Gleichfalls wird der DGB im neuen Jahr angesichts der bedrohlichen weltpolitischen Lage immer wieder für eine allgemeine, kontrollierte Abrüstung in der ganzen Welt eintreten. Im Namen aller Arbeitnehmer im Westen und im Osten unseres Vaterlandes haben wir bereits schärfsten Protest bei dem sowjetischen Ministerpräsidenten Chruschtschow gegen die neu aufgenommenen Versuche mit Superatombomben eingelegt. Auch aus Mitteldeutschland haben die Arbeitnehmer in vielen Briefen den DGB gebeten, Chruschtschow aufzufordern, endlich seine Drohungen und Versuche mit den Atombomben einzustellen, die Gesundheit und Leben der ganzen Menschheit aufs Spiel setzen. Der DGB fordert mit verstärktem Nachdruck die sofortige Beendigung der Kernwaffenversuche, die Vernichtung aller vorhandenen Atomwaffen sowie das Verbot ihrer Herstellung im Osten und Westen. Nicht Atomwaffen und Völkermord, sondern Abrüstung und Völkerfrieden ist unsere Parole.

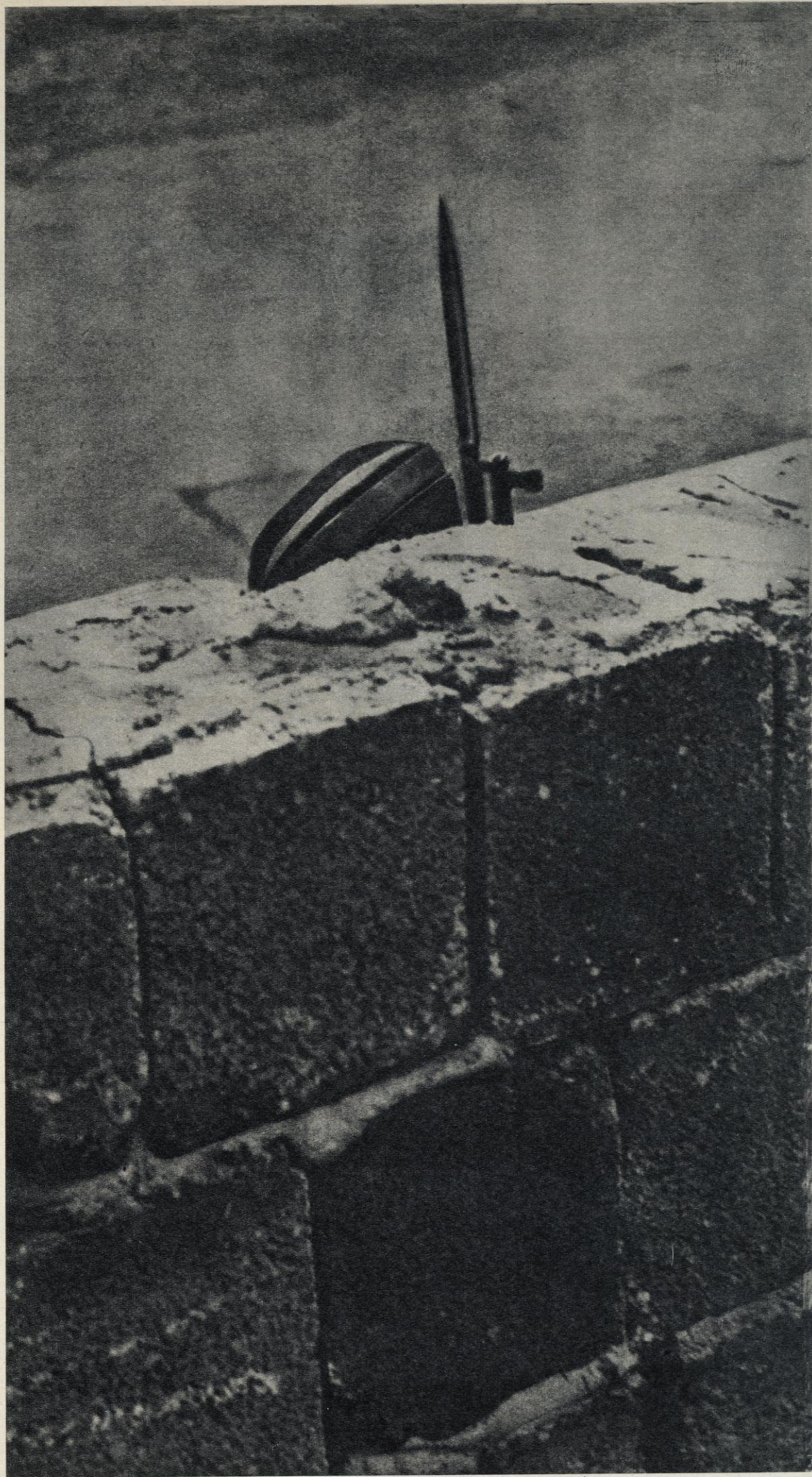
Das neue Jahr wird aber von uns auch in der Bundesrepublik selbst erhöhte Wachsamkeit und Initiative verlangen. Aus dem Koalitions пакт und der Regierungserklärung ist leider eine wenig arbeitnehmerfreundliche Haltung der neuen Bundesregierung zu erkennen. So fehlt die Zusage, endlich für alle Arbeiter im Falle der Krankheit das gleiche Recht der Lohnfortzahlung durch die Arbeitgeber zu verwirklichen. Auch ist die Idee eines das ganze Volk umfassenden Gesundheitswesens noch nicht einmal angetippt.

Kein Wort wird in der Regierungserklärung zur ungerechten Vermögensverteilung und den übermäßig angestiegenen Unternehmergewinnen in der Bundesrepublik gesagt. Einseitig wird dagegen den Gewerkschaften eine „maßvolle“ Lohnpolitik empfohlen und damit die Drohung verknüpft, daß „gegebenenfalls neue Lösungen und Formen der Zusammenarbeit der Sozialpartner“ gefunden werden müßten. Darunter ist offensichtlich eine Einengung der Tarifautonomie zu verstehen.

Mit Nachdruck muß festgestellt werden, daß die gewerkschaftliche Lohn- und Gehaltspolitik schon immer sehr maßvoll und besonnen war. So liegt das Realeinkommen der deutschen Arbeitnehmer noch erheblich hinter dem ihrer Kollegen in USA oder Schweden zurück, so daß noch ein Nachholbedarf besteht. Auch kann der jeweilige Produktivitätsfortschritt niemals der Maßstab für unsere Lohn- und Gehaltsforderungen sein.

Was die Stabilität der Preise angeht, so ist immer wieder übereinstimmend festgestellt worden, daß sich die Preise auch dann erhöht haben, wenn keine Lohn- und Gehaltserhöhungen vorgenommen wurden. Die Unternehmer nutzen die Hochkonjunktur hemmungslos aus und nehmen immer die Preise, die sie bekommen können. Diese Haltung ist gerade jetzt im sogenannten Weihnachtsgeschäft wieder besonders sichtbar geworden.

Angesichts dieser Verhältnisse würde es ein völlig einseitiges Vorgehen zugunsten der Unternehmer darstellen, wenn das Recht der Gewerkschaften eingeschränkt werden soll, Löhne und Gehälter mit den Arbeitgebern frei auszuhandeln. Das bedeutet, die schaffenden Menschen sollen für ihre Arbeit nicht den der sozialen Marktwirtschaft Ludwig Erhards entsprechenden marktgerechten Lohn erhalten.



Der DGB und seine Gewerkschaften werden jedenfalls alle Versuche, die Tarifautonomie anzutasten, mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfen. Sie haben niemals freiwillige Schlichtungsvereinbarungen, in denen die demokratischen Rechte der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften gewahrt bleiben, abgelehnt.

Gegen jede Zwangsschlichtung aber werden sie sich entschieden zur Wehr setzen.

Ebenso wird sich der DGB im neuen Jahr nachhaltig um die Ausdehnung der Mitbestimmung der Arbeitnehmer und ihrer Gewerkschaften auf die Großunternehmen sämtlicher Wirt-

schaftszweige bemühen. Erwächst doch zweifellos eine weitere Bedrohung unserer Demokratie aus der ständig zunehmenden Konzentration wirtschaftlicher Macht, die nicht nur in der Produktion, sondern auch im Handel zu beobachten ist.

All diese Gefahren erfordern es, daß sich 1962 die Arbeiter, Angestellten und Beamten noch stärker zusammenschließen und die Gewerkschaften in den bevorstehenden Auseinandersetzungen tatkräftig unterstützen. Unser Kampf für einen Musterstaat sozialer Gerechtigkeit muß jetzt erst recht unbeeinträchtigt fortgesetzt werden.

Foto: Joachim G. Jung

Ein Maler der Brüderlichkeit

Von Günther Ott

Julo Levin wäre jetzt 60 Jahre alt. Aber er hat nicht einmal sein 42. Lebensjahr erreicht. Am 7. Mai 1943 wird er nach Auschwitz deportiert, dort, im Konzentrationslager, wurde sein Leben ausgelöscht. Er hat niemandem etwas zuleide getan, nichts verbrochen, was strafbar wäre. Im Gegenteil: mit seinen Ölgemälden, seinen Aquarellen und seinen Holzschnitten hat er seine Mitmenschen beglückt.

Der Künstler hat seine Geburtsstadt Stettin in Farben festgehalten, und er hat den sonnigen Süden Frankreichs strahlend gemalt in jenen Monaten des Jahres 1931, da er sorgenlos in Marseille lebte, im Hafen auf Entdeckungen ausging, die Schiffe ein- und ausfahren sah und sich hier mit den Hafenarbeitern unterhielt – von Mensch zu Mensch. Er hat hier seine Freunde, Neger, Franzosen, Kreolen, Zigeuner, porträtiert. Unterschiede von Rasse und Herkunft gab es für ihn nicht.

Allerdings für die nazistischen Machthaber: für sie bestand die einzige „Schuld“ Julo Levins in der Tatsache, daß er Jude war und dies auch nicht leugnete. Und so mußte der Künstler den Weg des Leids gehen: 1933 wurde er von der Gestapo verhaftet und erhielt Mal- und Ausstellungsverbot; eine Reihe seiner Bilder, besonders die aus öffentlichen Sammlungen, wurden beschlagnahmt. Er mußte Hilfsarbeiter auf einem Friedhof werden. Endlich gestattete man ihm, als Zeichenlehrer an einer jüdischen Schule in Düsseldorf zu wirken. Natürlich war das nur vorübergehend, das wußte Levin. Und so begann er das Schreinerhandwerk zu erlernen.

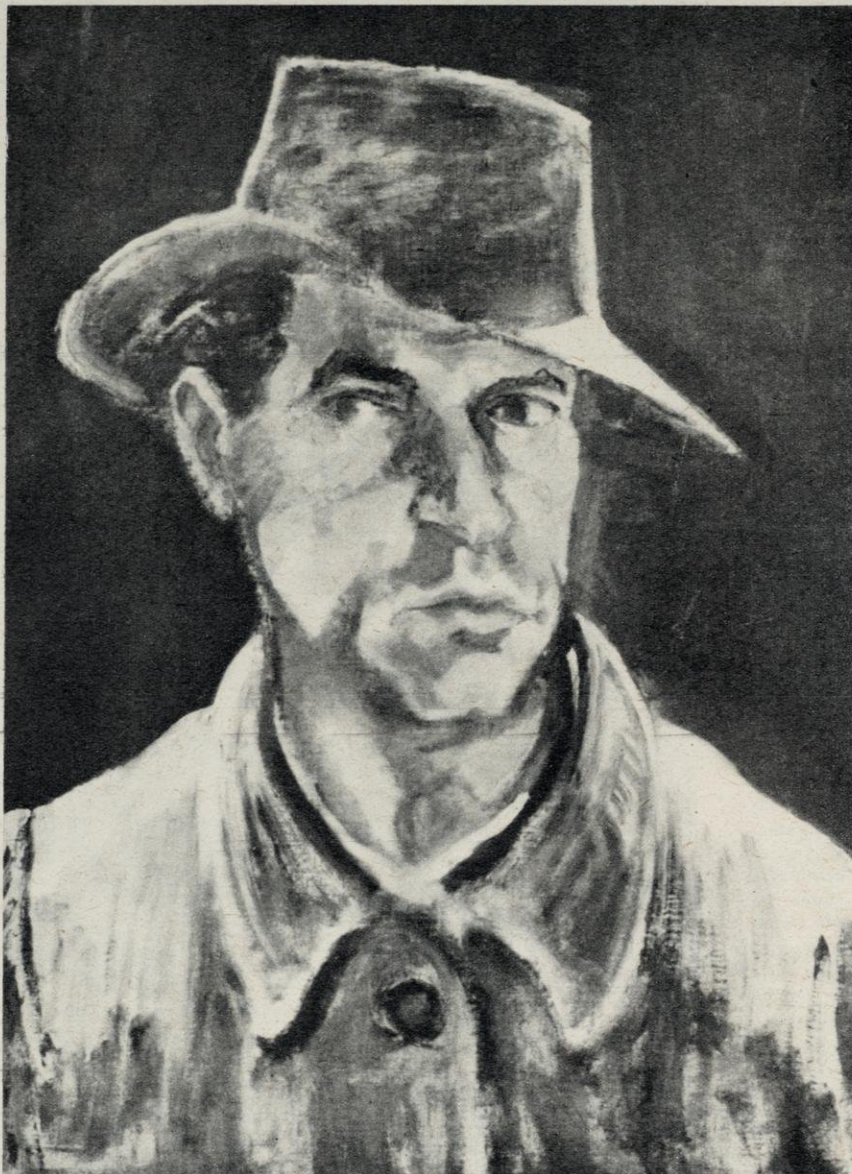
Bald setzte er sich in die Millionenstadt Berlin ab und war dort ebenfalls zunächst als Lehrer tätig. Auch das war bald vorbei. Und nun kam die Zeit, da er sein Können als Schreiner – zumindest in der Berliner jüdischen Gemeinde – nutzbar machen konnte, wieder nur vorübergehend, gehetzt. 1943 holten ihn die Schergen.

Ein Schicksal wie das vieler Millionen in jenen düsteren Jahren! Ein Leidensweg, wie ihn ungezählte Unbekannte gehen mußten. Der Name dieses Künstlers ist jedoch nicht unbekannt, nicht vergessen geblieben. Dank der Freunde, die sich der Mensch und Künstler Julo Levin, nicht zuletzt durch sein malerisches Werk, erworben hat, ist seine Biographie aufgezeichnet – bis zum schrecklichen Ende.

Anläßlich der 60. Wiederkehr seines Geburtstages gedachten einige Kulturinstitute – so das Wuppertaler Städtische Museum und die Düsseldorfer Kunstsammlungen – mit kleinen Ausstellungen dem Schaffen Levins.

Jedoch nicht jeder hat die Gabe, Künstler zu sein, große Kunstwerke zu schaffen, damit sich auch nachfolgende Generationen daran erfreuen. Gelitten haben sie alle, die Verfolgten – wie Julo Levin. Möge er, der Bekannte, daher stellvertretend für seine gemordeten Brüder und Schwestern stehen!

Im übrigen konnten die Bilder – und es handelt sich um eine stattliche Anzahl –, die von den Nazis nicht aufgespürt wurden, nur unter großen Opfern und mit lebensgefährlichem Einsatz gerettet werden. Die Witwe des im KZ Buchenwald getöteten Malers Franz Monjau, Mitschüler und Freund Levins, die einzige Überlebende aus diesem Kreis, stellt die Bilder und Mappen, in Matratzen versteckt, bei einem Berliner Spediteur unter. Manches wurde von den Bomben vernichtet. Aber etliche Werke läßt Frau Monjau in einem einsamen Fischerdorf an der Ostsee verschwinden, andere im Thüringer Wald, und nachdem Mitteldeutschland von der sowjetischen Armee besetzt wird, schafft die tapfere Frau den geretteten Rest nach dem Westen. Seither wurden Teile dieses Werkes wiederholt der Öffentlichkeit gezeigt. Nicht selten waren die Ausstellungen Anlaß zu Gedenkstunden der Mahnung und der Versöhnung. Darüber hinaus sind seine Gemälde – wie einst in den Veranstaltungen



Selbstbildnis (Öl)

„Mein Freund Ibrahim“ (Öl)



„Meine Mutter“ (Öl)

Zigeuner (Aquarell)



neben Max Ernst und Otto Pankok – immer wieder Quellen der Erbauung und des Anrufes. Julo Levin drückt nämlich das, was ihn bewegt – Arbeiter und Bauern, Charakterköpfe, Landschaften, insbesondere seine alte und neue Heimat, Pommern und das Rheinland, sowie die französische Mittelmeerküste –, in einer künstlerisch gekonnten Sprache aus. Als junger Mann wurde er, nachdem er die Kaufmannslehre durchgemacht hat, in der Kunstgewerbeschule in Essen und auf den Kunstakademien in München und Düsseldorf (hier als Schüler der berühmten Thorn Prikker, Heinrich Campendonk und Heinrich Nauen) auf den Beruf des Malers und Graphikers tüchtig vorbereitet. Er kann also malen, er versteht sein Handwerk. In breiten Pinselstrichen wird die Ölfarbe sicher gehandhabt. „Nachexpressionistisch“ bezeichnet man in der Kunstgeschichte seinen Stil: Er verstärkt den Eindruck, den er von seinen Modellen hat, mögen es nun Menschen oder Landschaften sein. Er malt intensiv, und temperamentvoll verwandelt er das Gesehene, besser: das Erlebte. Als Holzschnneider konzentriert Levin sich noch stärker auf das Wesentliche, eingedenk der Technik, des Materials und des Werkzeugs, die er auf diesem Gebiet gebraucht. In seinen Aquarellen kommt schließlich die zartere Seite zu Wort. Wie zauberhaft erscheinen hier Licht und Luft. Ja, er sieht nicht nur die düstere, schwere Seite der Welt – auch die sonnige taucht immer wieder in seinen Werken auf. Aber diese wurde ihm verwehrt, verboten – nur weil er Jude war. Dies Unglaubliche sollen auch jene wissen, die die Zeit der braunen Diktatur nicht miterlebt haben.

Demokratie ist Diskussion

Vollversammlung des Deutschen Bundesjugendringes

Der Deutsche Bundesjugendring hatte zur 24. Vollversammlung nach Hamburg eingeladen, wo sich 62 Delegierte trafen, um über die Arbeit des vergangenen Jahres zu urteilen, über die des kommenden zu beraten, einen neuen Vorstand zu wählen, aber vor allen Dingen in drei Arbeitsgemeinschaften über das Thema „Die deutsche Situation als Problem und Aufgabe der politischen Bildung“ zu diskutieren. Das einleitende Referat hielt der Leiter der Kant-Hochschule in Braunschweig, Professor Heinrich Rodenstein, der davon ausging, daß sich politische Bildung immer an der Aktualität vollziehe, aber an grundsätzlichen Zielvorstellungen orientiert sein müsse; der politische Erzieher müsse selbst einen Standpunkt haben und diesen zu erkennen geben; die notwendige Objektivität sei in der politischen Diskussion dadurch zu erreichen, daß andere Standpunkte vorgebracht werden können, die damit auf den Bildungsvorgang einwirken. Indem Rodenstein sagte, daß jedes Heute sein Gestern und Morgen habe, sagte er gleichzeitig, daß sowohl der historische Vorgang und die künftigen möglichen Wirkungen eines aktuellen politischen Entschlusses in den Bildungsvorgang einzubeziehen seien. Wer also politisch mitsprechen will, darf sich nicht an Schlagworten orientieren, denn gerade die politische Lage Deutschlands und seine Schwierigkeiten sind der Gefahr ausgesetzt, daß sich politische Demagogen wieder in den Vordergrund spielen. Demagogen, die nur die sogenannten „großen Tage“ einer Nation in den Vordergrund rücken, aber über die beschämenden und schimpflichen, ja verbrecherischen Taten, die im Namen eines Volkes begangen wurden, den Mantel des Schweigens decken.

Rodenstein forderte die Jugend auf, besonders solchen Demagogen entschieden entgegenzutreten, denn Politik könne zwar der historischen Wahrheit ausweichen, wird aber, wie die Gegenwart beweist, davon mitbestimmt.

Unter Leitung von Manfred Jenke, Hannover, kam die erste Arbeitsgemeinschaft „Förderung des Staatsbewußtseins – eine Aufgabe der politischen Bildung?“ zu dem Schluß, daß demokratisches Staatsbewußtsein in erster Linie durch das persönliche, aber nicht isolierte Engagement in der pluralistischen Gesellschaft wachsen könne. Es sei abgegrenzt von einer blinden Staatsgläubigkeit. Auch in der gegenwärtigen Lage des gespaltenen Deutschland sei unser Staatsbewußtsein auf Gesamtdeutschland ausgerichtet, zumal unser Grundgesetz die Überwindung der deutschen Teilung zur Grundpflicht macht und auch die überwältigende Mehrheit der unterdrückten Bevölkerung in der Zone unsere in der Bundesrepublik geschaffene Grundordnung bejaht.

Die zweite Arbeitsgemeinschaft stand unter Leitung von Jürgen Wahl, Düsseldorf. Sie erörterte „Aktuelle und grundsätzliche Probleme der Deutschland-Politik und ihre Behandlung in der politischen Bildungsarbeit“. Einig war sich die Arbeitsgruppe in der Empfehlung, daß alle Verbände ein besonderes Schwergewicht auf die politische Bildung über Entstehungsursachen, gegenwärtige Lage und künftige Wege zur Überwindung der deutschen Teilung legen sollen. Dabei soll die deutsche Frage eingebettet werden in ihre europäischen und weltpolitischen Zusammenhänge. Auch die Fragen der europäischen Integration sollen einbezogen werden. Gerade die Tatsache, daß ein unabhängiges Handeln Deutschlands in der Politik heute nicht mehr denkbar ist – und zwar genauso wenig wir für die anderen europäischen Nationalstaaten –, sei es wichtig, das Problem der deutschen Wiedervereinigung, die das Ziel unserer politischen Bemühungen ist und bleibt, in seinen Zusammenhängen mit der geschichtlichen und aktuellen Problematik der anderen Völker und Länder um uns herum zu behandeln.

Heinz Georg Binder, Stuttgart, leitete die dritte Arbeitsgemeinschaft unter dem Thema „Die Stellung des jungen Staatsbürgers gegenüber dem politischen Geschehen in der Bundesrepublik“. Die Bereitschaft zur Anerkennung der demokratischen Plattform unseres gesellschaftlichen und politischen Lebens bei der jungen Generation unseres Landes darf nicht durch Vergehen gegen den Stil in der praktischen Politik geschmälert werden, war eine der Aussagen dieser Arbeitsgruppe. Politische Bildungsarbeit könnte zu besten Erfolgen kommen, wenn die politisch wirkenden Personen und Personengruppen sich offen für die Mitwirkung junger Menschen zeigen würden, bereit wären, junge Menschen an der Verantwortung zu beteiligen, und wenn sie in ihren Handlungen durch Wahrhaftigkeit glaubwürdig sind. Durch die nüchterne Auseinandersetzung mit der Realität des politischen Lebens müßte die Jugend standfest für das Ertragen der Gegensätze und auch von Niederlagen werden. Die politisch wirkenden Kräfte sollten sich immer vor Augen halten, daß auch das schlechte Beispiel Wirkungen auslöst. Ethische Grundsätze dürften deshalb auch in der politischen Tagespraxis nicht außer acht gelassen werden. Heinz Georg Binder (Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend Deutschlands) wurde zum neuen Vorsitzenden, Dr. Fritz Kronenberg (Ring Deutscher Pfadfinderbünde) und Klaus Flegel (Sozialistische Jugend Deutschlands – Die Falken) zu seinen Stellvertretern gewählt.

Demokratie ist Diskussion, das gilt für einen demokratischen Staat, aber auch für die Parteien in ihm. Die Delegierten der Vollversammlung bewiesen, daß sie diskutieren können. Vielleicht wird diese Jugend, wenn sie älter geworden, auch einen neuen Geist in unsere Parteien bringen und verhindern, daß griesgrämige Parteiprimadonnen ihre Meinung als die alleinseligmachende bestimmen können.

Suche nach Wahrheit bestimmte die Vollversammlung. Das war schön und ein Gewinn.

Hadobu

Verschleppung Heinz Brandts kommt vor die UN

New York, 22. Dezember (dpa). Der Wirtschafts- und Sozialrat der Vereinten Nationen hat mit 15 gegen drei Stimmen beschlossen, den Fall des im Juni 1961 aus Berlin in die DDR verschleppten Redakteurs der Zeitschrift „Metall“, Heinz Brandt, auf die Tagesordnung seiner Frühjahrssitzung zu setzen. Der Internationale Bund Freier Gewerkschaften und der amerikanische Gewerkschaftsverband AFL/CIO haben bei den UN eine Beschwerde eingereicht, in der es heißt, die Verschleppung Brandts, der sich in Ausübung seiner Pflichten als Gewerkschafter in Berlin aufhielt, sei eine Verletzung der Gewerkschaftsrechte gewesen. Diese Gewerkschaftsrechte seien auf Beschluß des Wirtschafts- und Sozialrates unter den besonderen Schutz der UN gestellt worden. In ihrer Eingabe verlangen die beiden Gewerkschaftsverbände, daß der Fall Brandt der Menschenrechtskommission vorgelegt und ein Ausschuß eingesetzt werde, der diesen Fall untersucht.



Mädchenbildnis (Öl)

Zigeunermädchen (Holzschnitt)



F. Levin

Die Abrüstung

Kurzgeschichte von Dino Buzzati

Vollstzitzung der Abrüstungskonferenz. Anfang: 9.30 – 9.35: der Delegierte des Landes U begann plötzlich heftig zu schluchzen.

Nun ist U ein wirklich mächtiges Land von außergewöhnlicher Stärke, manche sind sogar der Ansicht, es sei überhaupt das stärkste. Und um es herum sammeln sich in demütiger Unterwürfigkeit verschiedene andere kleine Staaten, die alles daransetzten, sich bei ihm angenehm zu machen. Sie lächeln, wenn U lächelt, sehen beleidigt aus, wenn U beleidigt ist und sagen ja oder nein, wenn U ja oder nein sagt.

Diese Vasallenstaaten nun fragen den Delegierten des Landes U nach der Ursache seines Kummers.

„Ich weine – erklärt er –, weil ich an den bedrohten Frieden denke, denn niemand liebt den Frieden mehr als ich. Schon allein der Gedanke an ihn stimmt uns milde. Niemals, niemals – führt er von Schluchzen geschüttelt fort – werden wir genug tun, um diese zarte Pflanze vor imperialistischen Angriffen zu bewahren. Glauben Sie denn nicht, es schmerze uns nicht, immer neue Truppen aufzustellen zu müssen und immer neue Flugzeuge zu bauen, um das geliebte Geschöpf zu verteidigen? Aber glücklicherweise – und hier wischt er sich die Tränen ab – kann ich heute allen denen, die aufrichtigen Herzens die Sache des Friedens lieben, eine gute Nachricht geben: gerade gestern ist es uns gelungen, eine neue Vorrichtung auszuprobieren. Es handelt sich um die Beryl-Bombe, deren Zerstörungskraft fünfhundertmal größer ist als die mächtigste Hydrogen-Bombe...“

Nun erklärt der Präsident der Versammlung, daß der Delegierte des Landes A (eine andere Großmacht, von der sogar manche denken, sie sei stärker als das Land U) eine interessante Erklärung abzugeben hätte und erteilt ihm das Wort.

Der Delegierte des Landes A: „Da ohne ein wirksames gegenseitiges Kontrollsystem jedes Abkommen über die Abrüstung toter Buchstabe bleibt und keine genügende Garantie bietet, da die modernen Waffen etc. etc. –

schlägt meine Regierung vor, daß jedes der unterzeichneten Länder das Recht besitze, zum Zwecke der Inspektion das Territorium der anderen zu überfliegen, zu fotografieren, zu filmen usw.“ Es folgen detaillierte Ausführungen.

Applaus. Unruhe auf den Bänken der Abgeordneten des Landes U. Fieberhafter, halblauter Austausch von Ideen, Kommen und Gehen der Sekretäre. Endlich erhebt sich der Delegierte des Landes U, und sein Antlitz ist von einem wohlwollenden Lächeln erhellt.

„Ich meinerseits zähle mich glücklich – sagt er –, ankündigen zu können, daß meine Regierung den Vorschlag einer gegenseitigen Luftkontrolle in ernsthafte Erwägung ziehen wird. Ja, um den Plan selbst so schnell wie möglich auf eine konkrete Basis zu stellen, schlage ich eine kleine Textverbesserung vor.“

Erwartungsvolles Schweigen.

„Diese kleine Textveränderung – fährt der Delegierte des Landes U fort – betrifft den Paragraphen, der die Überfliegung der verschiedenen Gebiete angeht. Wegen der großen Ausdehnung unseres Landes bieten wir an, die Inspektion periodisch mit eigenen Luftkräften selbst vorzunehmen und so den anderen Ländern eine außerordentliche Belastung zu ersparen. Es versteht sich von selbst, daß allen die Resultate zur Verfügung gestellt werden.“

Eine Stimme aus dem Hintergrund: „Das würde bedeuten, daß Sie die Nase in die Angelegenheiten der anderen, diese aber ihre Nase nicht in die Ihrigen stecken könnte.“

Der Delegierte des Landes U antwortet darauf bekümmert: „Es ist wirklich traurig, konstatieren zu müssen, daß unser tatkräftiger und konkreter Beitrag zur Sache des Friedens eine solch mißgünstige und absurde Auslegung findet. Doch überrascht uns das nicht. Es ist sogar typisch für die Mentalität jener, die einen Angriffskrieg gegen das Volk der Arbeiter zu schüren versuchen.“

Der Präsident: „Da die von dem Delegierten des Landes U vorgeschlagene Textveränderung etwas die Grenzen der Frage verschiebt,

schlagen wir vor, eine Kommission zu bilden, um die technischen Seiten des Problems besser zu studieren.“

Ein Delegierter, den niemand auf den ersten Blick erkennt, bittet einige Fragen stellen zu dürfen. Man erteilt ihm das Wort.

Der Delegierte X: „Stimmt es oder stimmt es nicht, daß ein Atomkrieg das Ende der Zivilisation bedeuten würde und daß es danach weder Sieger noch Besiegte gäbe?“

Der Präsident: „Es stimmt.“

Der Delegierte X: „Stimmt es oder stimmt es nicht, daß diese schreckenerregenden Aussichten heute ein Hindernis für den Ausbruch eines Konfliktes darstellen, da niemand hoffen kann, auch nur einen kleinen Vorteil vom Ausbruch eines solchen Krieges zu haben?“

Der Präsident: „Es stimmt.“

Der Delegierte X: „Also bedeutet die Abrüstung eine Gefahr für die Erhaltung des Friedens! Die Verminderung der Furcht vor dem Ausbruch eines Konfliktes könnte die Versuchung wiedererstanden lassen, diesen anzuzetteln? Ist es deshalb im Interesse der Beruhigung der Welt nicht eher zu wünschen, daß die Atomwaffen beibehalten, ja verstärkt werden?“ Gemurmel, Hüsten, ein schüchterner, sofort erstickter Versuch eines Applauses, ein langer Pfiff. Verlegenheit des Präsidenten.

Der Delegierte X: „Darf ich mir hierzu noch eine untergeordnete Frage erlauben: Warum verlieren wir eigentlich hier unsere Zeit mit den dümmsten Fragen und Gegenfragen, wenn es doch selbst einem Blinden klar ist, daß eine wirkliche und übereinstimmende Abrüstung der beiden Hauptmächte nur leere Redensarten bleiben können, denn dazu wäre nötig, daß eine der anderen gestatten müßte, die genannten Inspektionen in Städten, Dörfern, Fabriken, Lagern, Häusern, Kellern, Brunnen, Geldschränken etc. etc. vorzunehmen, was natürlich ein Ding der Unmöglichkeit ist. Oder gibt es wirklich Leute, die so töricht sind, daran zu glauben? Oder ist es nötig, ihnen diesen lächerlichen Sand in die Augen zu streuen, um sie ruhigzuhalten?“

Geschrei, Beschimpfungen. Der Präsident macht den wachhabenden Polizisten ein Zei-

chen. Sie fassen den Delegierten X, fesseln ihn und werfen ihn aus dem Saal. Es dauert lange, bis die Ruhe wiederhergestellt ist.

Dann ergreift der Präsident das Wort: „Ich hoffe, daß diese unerhörte Herausforderung der Versammlung schnellstens vergessen wird. Ich kann aber versichern, daß diese verrückten Worte nicht von einem Delegierten, sondern von einem Unbekannten ausgesprochen wurden, der sich als solcher ausgegeben hatte. Seine Identität wird durch die Interpol festgestellt werden.“

Daraufhin sagt der Delegierte des Landes A in feierlichem Ton: „Im Namen meiner Regierung und zum Zweck, jede defaitistische Verdächtigung, wie wir sie beschämenderweise eben hatten mitanhören müssen, zu zerstreuen, beehre ich mich, offiziell einen Abrüstungsplan vorzulegen, der ein weiter Schritt auf dem Wege der internationalen Entspannung darstellt: mein Land ist bereit – wenn die andern Länder sich ebenfalls dazu entschlossen erklären, alle Atomversuche in den Monaten, die mit ‚R‘ beginnen, einzustellen.“

Applaus, Händeschütteln, Begeisterung. Eifrige Konsultationen bei der Delegation des Landes U. Danach erhebt sich deren Delegierter und erbittet das Wort: „Zum Beweis, daß meine Nation, was die Liebe zum Frieden anbetrifft, hinter keinem andern zurückstehen will, beauftragt mich meine Regierung, der Plenarsitzung folgenden historischen Entschluß bekanntzugeben: ab nächstem Monat hat unser Land, durch Dekret des Obersten Verwaltungsrates, alle Militärkapellen aufgelöst.“

Ein Sturm der Ovationen bricht los, die Versammlung singt im Chor ein Jubellied, und der Delegierte des Landes U erstickt fast unter dem Blumenregen.

Unterdessen aber führten in den beiden Ländern A und U die Arsenale, die Fabriken, die Werften, die Gruben und die Laboratorien, die wir hier nicht nennen können, da sie durch Staatsgeheimnis auf höchster Ebene geschützt sind, Nachtschichten ein.

(Aus dem Italienischen von Ingrid Parigi)

Kalendarium für junge Leute

Sonjusche, Sie sind erbittert über meine lange Haft und fragen: „Wie kommt es, daß Menschen über Menschen entscheiden dürfen. Wozu ist das alles?“

Verzeihen Sie, aber ich mußte beim Lesen laut herauslachen. Bei Dostojewskij, in den Brüdern Karamasoff, gibt es eine Madame Chochlakowa, die genau solche Fragen zu stellen pflegte, wobei sie ratlos von einem zum anderen in der Gesellschaft herumblickte, ehe aber auch nur einer zu antworten versuchte,

schon auf etwas anderes herübersprang. Mein Vöglein, die ganze Kulturgeschichte der Menschheit, die nach bescheidenen Schätzungen einige zwanzig Jahrtausende dauert, basiert auf der „Entscheidung von Menschen über andere Menschen“, was in den materiellen Lebensbedingungen tiefe Wurzeln hat. Erst eine weitere qualvolle Entwicklung vermag dies zu ändern, wir sind ja gerade jetzt Zeugen einer dieser qualvollen Kapitel, und Sie fragen, wozu das alles? „Wozu“ – ist überhaupt kein Begriff für die Gesamtheit des Lebens und seine Formen. Wozu gibt es Blaumeisen auf der Welt?

Aus Rosa Luxemburg Briefe aus dem Gefängnis.

Es wäre zu schön, um wahr zu sein: die USA von einem Pater regiert, die UdSSR von einem Philosophen, die Bundesrepublik von einem Komponisten, Japan von einem Maler, und alle anderen Staaten entsprechend, also nicht von Staatsmännern, sondern von Männern des Staats, nein, von Männern für die Menschen

des Staats, nein, von Männern für die Menschen sämtlicher Staaten. Es wäre schön, es wäre wahr.

Unterhaltung mit einem Jugendlichen

Jugendlicher... Ich bin nicht halb Stark, ich bin stark. Herausgeber... Nein, halb Stark bist du nicht, auch nicht ein Achtel Stark, überhaupt kann man Menschen nicht dividieren.

Jugendlicher... Bin ich stark?

Herausgeber... Du bist stark, und du bist schwach. Denn du bist jung.

Jugendlicher... Gegen die, welche so tun, als ob, komme ich nicht auf.

Herausgeber... Laß sie allein. Sie sind nichts wert.

Jugendlicher... Oder nur die Hälfte.

Herausgeber... Mach nicht denselben Fehler wie sie. Dividiere sie nicht, wie du nicht willst, daß man dich durch 2 teilt.

Jugendlicher... Sie, die sich so vorkommen, als seien sie gleich $2 \times 2 = 4$, sind in Wirklichkeit schwach.

Herausgeber... Schwächlich. Schwächlinge.

Jugendlicher... Woher kommt eigentlich der Ausdruck halb Stark?

Herausgeber... Vielleicht haben die Leute, die früher Halbjuden gesagt haben, umgeschaltet.

Die vorstehenden Auszüge sind 3 von 365, die im Kalendarium für junge Leute stehen, das Wolfgang Weyrauch im List-Verlag herausgegeben hat. Für jeden Tag eine Nachricht, ein Gedicht, ein Bild, ein Gespräch, ein Brief, ein Rätsel oder eine Anekdote. Das Buch gefällt. Der Preis gefällt mir nicht – 14,80 DM ist auch heute noch für junge Leute viel Geld. Als Taschenbuch wäre die zweifelloso gute Absicht des Buches besser erfüllt gewesen.

Hadobu

Rivalen

Erzählung von Horst Unger

Illustration: Willi Dix



Seit Monaten war das Tal vom Dröhnen des Brückenbaus erfüllt. Im Lärm der Niethämmer und Schweißbrenner gingen die Zurufe, mit denen sich die Arbeiter in schwindelnder Höhe verständigten, wie Hilferufe in brüllender Brandung unter. Fünfundzwanzig Meter über dem sicheren Boden arbeiteten sie, auf schwankenden Eisenträgern, unter sich die nackten Felsen, zwischen denen der Fluß dahinschoß.

Es gehörten Nerven dazu, hier oben zu arbeiten. Jeder unbedachte Schritt konnte den Tod bedeuten. Elf Menschenleben hatte der Bau schon gefordert!

„Irgend etwas ist mit mir los“, dachte Vincenzo, als er von einer der sicheren Plattformen aus zwei Schritte auf den Träger tat. „Wenn ich nur wüßte, was es ist... Aber ich muß durchhalten. Nur noch zehn Tage.“

Der Schweiß perlte ihm von der Stirn. Es ist nicht die Hitze, dachte er. Es ist schlimmer. – Es ist ganz einfach Angst... Er klammerte sich an einem Eisen fest, spürte, wie sein Herz sekundenlang in rasendem Wirbel schlug. Dann wurde es besser. Das Schwindelgefühl ließ nach. Er warf einen besorgten Blick zum Himmel. Ein Unwetter braute sich zusammen. Es würde nicht mehr lange dauern, bis das Gewitter da war.

Vincenzo sah zu den Leuten hinüber, die am letzten Brückenbogen arbeiteten. Er war als Bauführer für sie verantwortlich, und wenn auch nur ein paar Minuten bis zum Ende der Arbeitszeit blieben, so war es doch gefährlich, beim Herannahen des Wetters noch weiterzumachen. Hier genügte schon eine mäßige Bö, einen Mann in den Abgrund zu fegen. Er wollte gerade die Trillerpfeife aus der Tasche ziehen, als er sich angesprochen hörte.

„He, Vincenzo! Gut waschen heute, wie?“ Zehn Meter über sich sah er Jan Scheltmans, den blonden Holländer, den sie alle gern hatten, der sich nicht um Tod und Teufel scherte und mit einem Lachen die gefährlichsten Arbeiten übernahm. Da stand er nun, nicht einmal angeseilt, und trank mit zurückgelegtem Kopf eine Flasche leer.

Vincenzo spürte die Herausforderung. Scheltmans trug sie offen zur Schau. Er hatte nichts zu verbergen. Sie waren seit langem Rivalen, hier oben, in dem stählernen Gestänge des kühnen Brückenbaus, und unten in der Kantinebaracke, bei Luicetta, der dunkelhaarigen Tochter des Pächters. War es wirklich noch eine Frage, wer Luicetta besser gefiel – der lebensfrohe Jan Scheltmans oder er, der nachdenkliche, ein wenig melancholische Vincenzo? Vielleicht ist sie nur nett zu mir, weil wir dieselbe Heimat haben und in einem fremden Land dieselbe Sprache sprechen, dachte Vincenzo. Und dann: Ich werde ihr noch heute alles sagen... Morgen kann es schon zu spät sein...

„Na, wie wär's mit einem Schluck?“

Jan warf ihm die Flasche mit einer nachlässigen Geste zu. Er griff danach – und verfehlte sie. Er hatte nicht gewagt, den Querträger loszulassen.

Jans schadenfrohes Gelächter hallte ihm in den Ohren. Er fühlte sich ertappt. Jan also wußte, was allen anderen bis jetzt noch verborgen geblieben war: der Bauführer Vincenzo hatte Angst. Da endlich heulte die Sirene. Schluß für heute.

In der Kantine blickte Luicetta suchend über die Köpfe der eintretenden Männer hinweg. Jan war nicht mitgekommen. Sie wunderte sich. Er war doch meistens einer der ersten, die sich am Bierausschank drängten. Dann sah sie Vincenzo auch schon auf sich zukommen. Sein warmer, fragender Blick trieb ihr die Röte in die braunen Wangen.

„Luicetta“, sagte er leise und mit belegter Stimme. „Ich wollte dich fragen...“ Jetzt flüsterte er nur noch: „Ich wollte dich fragen, hast du mich lieb, Luicetta?“ Sie hob den Kopf, ihre dunklen Augen sahen ihn in ratloser Verzweiflung an.

„In zehn Tagen sind wir hier fertig, Luicetta“, fuhr er hastig fort. „Vierzehn Tage später bin ich wieder in Italien. Ich habe genug Geld gespart, um ein kleines Gasthaus zu kaufen, unten in Kalabrien... Du wirst es gut bei mir haben, Luicetta!“

Verwirrt sah sie weg, sie fühlte die Augen der Männer auf sich ruhen. Ahnten sie, was Vincenzo von ihr wollte? Weiter glitt ihr Blick, zum Fenster hinüber, dann –

„Jan!“ schrie sie. „Jan!“

Vincenzo wandte sich jäh und sah auch hinaus. Dann packte er Luicetta am Arm und starrte sie an. Ja, der Mann dort oben auf dem letzten Brückenbogen, der in aller Seelenruhe sechzig Meter über der Erde spazierend ging, war Jan Scheltmans!

Es war nach Luicettas Schrei so still in der Kantine geworden, daß man eine Stecknadel fallen gehört hätte. Keiner der Männer rührte sich, nur einer sagte in die Stille hinein: „Der will wohl das Dutzend Tote noch vollmachen, wie?“

Die erste Windbö wirbelte Sand, Staub und Beton über den weiten Bauplatz. Sekundenlang hüllte sie die beiden letzten Brückenbögen in eine graue Wolke ein. Die Männer standen und starrten wie gebannt auf das unheimliche Bild. Dann sahen sie es alle: Beim plötzlichen Windstoß mußte Jan Scheltmans das Gleichgewicht verloren haben, denn er hielt mit beiden Händen nur noch einen Träger umklammert, unter sich einen lockeren Balken, der sich langsam nach unten zu neigen schien. In der rauchigen Kantinebaracke hatten sich die Augen der Männer auf Vincenzo geheftet.

Er war Bauführer, er trug für jeden von ihnen die Verantwortung. Für jeden? Auch für die, die leichtsinnig ihr Leben aufs Spiel setzten? Ja, auch für die, wenngleich darüber nichts in den Vorschriften stand.

Vincenzo spürte, wie Luicetta ihn ansah. Hatte dies alles Sekunden gedauert, Minuten? Vincenzo schrie zwei, drei Namen, schob Luicetta zur Seite, war schon am Ausgang – und nun raste er über den Bauplatz, auf die nächste eiserne Leiter zu. Hier hielt er einen Augenblick inne. Sein Atem flog. „Ich muß ruhig atmen“, dachte er. „Nur wenn ich ganz ruhig atme, werde ich über diese schreckliche Angst Herr. Und ich will Herr über sie werden!“

Langsam stieg er Sprosse um Sprosse. Das Gefühl, daß die anderen ihm folgten, gab ihm Sicherheit.

Als er auf die zweite Plattform ankam, hielt er inne. Gerade so lange, um die feuchten Hände an der Hose abwischen zu können, um einen kurzen Blick hinunterwerfen zu können. Da standen sie alle und sahen zu ihm und den anderen beiden hinauf. Luicetta mit hängenden Armen mitten unter ihnen.

Weiter, weiter! Er spürte die Angst nicht mehr, hörte nicht das Säusen des Windes, der allmählich zum Sturm anwuchs. „Ich muß oben sein, bevor das Wetter ganz losbricht“, dachte er.

Die dritte Plattform. Er drehte sich um, legte die Hände wie eine Muschel an den Mund und schrie den anderen zu, sie möchten hier auf ihn warten. Er wollte allein nach oben.

Die vierte Leiter. Jetzt nahm der Wind an Stärke zu, er pfiff einen halben Ton höher durch die Träger. Mit voller Vorsicht schob sich Vincenzo auf die oberste Plattform und suchte nach einem festen Halt. Zwanzig Schritte von ihm entfernt, mit dem Rücken zu ihm, umklammerte Jan den Träger, standen seine Füße immer noch auf dem langsam sich in die Tiefe neigenden Balken.

Schritt um Schritt näherte sich Vincenzo ihm. Wütend zerrte der Sturm an seinem Lumberjack. Doch nun hatte er den ersten Pfeiler erreicht. Keuchend verharrte er einen Augenblick. Die da unten standen zu einem Klumpen geballt und starrten hinauf. „Sie warten auf die Vorstellung“, dachte er. „Wie das Publikum im Zirkus. Sensationshungrig und grausam.“ Ein Frösteln überlief ihn. Er schloß die Augen – nur für eine Sekunde, aber in dieser Sekunde lief vor seinem Inneren mit Zeitraffergeschwindigkeit jener Film ab, den er durch zwölf lange Jahre vergebens hatte vergessen wollen: Eine Zirkuskuppel, durch die hoch oben ein Drahtseil gespannt war. Auf dem Drahtseil im kurzen Tüllröckchen der Ballerina eine Frau, seine Frau Zerlina! Und er selbst wenige Schritte von ihr entfernt in der Rolle des komischen Liebhabers, des tölpischen Harlekins in bunten Fleckern, der ungeschickt um sie

wirbt. Sie hatten diese Nummer Hunderte von Malen vorgeführt und beherrschten jede Nuance dieses tänzerischen Spiels über dem Abgrund mit traumwandlerischer Sicherheit. Sie waren längst zur zirkusischen Sensation der Weltstädte geworden. Aber dann, an jenem brütend heißen Abend in Rio war er zum ersten Male ausgeglitten – für den Bruchteil einer Sekunde nur. Aber als er sich wieder gefangen hatte, war es zu spät gewesen. Nie würde er den Schrei vergessen, mit dem Zerlina – in ihrem Röckchen wie eine Sternschuppe schimmernd – in die durch kein Netz gesicherte Tiefe gestürzt war.

Von diesem Augenblick an hatte er kein Drahtseil wieder betreten können, hatte sein Name auf keinem Zirkusprogramm mehr gestanden. Vincenzo Protti – die Menschen hatten ihn vergessen in dieser schnelllebigen Zeit...

Eine neue Sturmbö jagte heran, riß ihn jäh in die Wirklichkeit zurück. Ein Schrei, furchtbarer, wilder noch als Luicetta geschrien hatte, gelte ihm in den Ohren. Und acht, zehn Meter vor Vincenzo Protti sauste der Balken hinunter in die Tiefe. Der Balken, der Jan Scheltmans letzter Halt gewesen war!

Vincenzo kämpfte sich voran, auf Jan zu, dessen Hände in grausamer Todesangst den Träger umklammert hielten. Und in einem plötzlichen Glücksgefühl spürte Vincenzo die alte Sicherheit des Artisten wieder in sich zurückkehren. Da fegte die nächste Bö heran. „Jan!“ „Festhalten!“

Aber es war zu spät. Er sah Jan hilflos abgleiten. Vincenzo warf sich auf den Träger und packte mit einer verzweifelten Bewegung Scheltmans in letzter Sekunde am Arm – und hielt ihn. Die Wucht des Sturmes drohte sie beide in die Tiefe zu reißen.

Zentimeter um Zentimeter zog Vincenzo Jan in übermenschlicher Anstrengung zu sich herauf. Er wußte, nun würden die anderen gleich kommen und ihn und Jan aus der lebensgefährlichen Lage befreien.

Kraftlos lag Jan in seinem Arm, aus einer Stirnwunde sickerte Blut. Das Gesicht auf den Träger gepreßt, blickte Vincenzo nach unten. Er sah einen einzelnen Mann auf die gestikulierende Gruppe zulaufen. An der Basenmütze erkannte er in ihm den ersten Ingenieur, der einzige auf der Baustelle, der seine Vergangenheit kannte.

Der Ingenieur schob die Männer beruhigend zurück. „Um den braucht ihr keine Angst zu haben. Es ist Protti, der Drahtseilclown! Für den hat die Luft Balken. Solche Vorstellungen hat der früher jeden Abend gegeben, Jungs. Hört ihr, jeden Abend?“ Aber in dem Lachen, das seine Worte begleitete, zitterte die Angst um den Mann auf dem Träger und seine Last. – Als sie ihn und Jan auf die Plattform zogen, brach das Gewitter los.

„Ich war ein Idiot“, sagte Jan mühsam. „Ein ganz großer sogar, und ein Angeber dazu. Und um Luicetta war es mir gar nicht so ernst, Vincenzo...“

Luicetta stand mit tränenüberströmtem Gesicht an der Rückwand der Kantinebaracke. Über Vincenzos Gesicht glitt der Schatten eines Lächelns.

„Er ist drin, Luicetta“, sagte er leise, „sie verbinden ihn und brauchen sicher deine Hilfe...“ Er stand einen Schritt vor ihr. Sie hatte Platz genug, um ihm auszuweichen und zu den anderen zu gehen. Aber sie ging nicht. Sie starrte ihn nur mit einem Ausdruck an, den er nie zuvor in ihren Augen gesehen hatte.

„Luicetta“, sagte er rau, „– soviel Angst um ihn gehabt?“

Sie sah ihn unverwandt an, als sie auf ihn zukam.

„Nicht um ihn“, hörte er ihre zitternde Stimme flüstern. „Nicht um ihn, Vincenzo... Um dich!“

Urlaubsreise – so früh wie möglich planen
Schwarzwald oder Adria am Familientisch
zur Diskussion gestellt

Die langen Winterabende können es in sich haben. Nämlich dann, wenn man sie nicht nur „trüb“ sieht, sondern zum Anlaß nimmt, das in der Hetze der Zeit oft zu kurz kommende Familienleben wieder ein wenig zu vertiefen. Und eines der schönsten Gesprächsthemen – wenn man so in der Runde sitzt – ist es, Urlaubspläne für die kommenden, wärmeren Monate zu machen. Wobei auch der Winter seine Reize hat. Nicht nur, wie gesagt, in der warmen Stube und bei traulichem Lampenlicht, sondern als Ferienzeit. Schon deshalb, weil man am Zielort nicht zu viele „Nachbarn“ trifft.

Grundlage für das Pläneschmieden kann der neue Reiseführer der Popularis sein, der dieser Tage herausgekommen ist. So früh, damit nicht nur geplant, sondern auch so schnell wie möglich gebucht werden kann, denn nach den Voraussagen der Experten wird das Jahr 1962 wieder eine sehr starke Reisewelle bringen. Und auch hier gilt das Wort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“.

Auf rund 50 Seiten und reich illustriert bringt der Popularis-Reiseführer Urlaubsangebote, die allen Wünschen Rechnung tragen. Vom verträumten Gebirgsort und stillen Plätzchen am Meer bis zu den Zentren des internationalen Tourismus in Österreich, der Schweiz, Italien, Jugoslawien, Holland, Spanien und England. Und damit nicht in Atlanten und Geographiebüchern nachgeschlagen werden muß, sind im Popularis-Reiseführer nicht nur Termine und genaue Preise zu finden, sondern liebevolle Schilderungen der Ortschaften und Landschaften, die uns als Feriengast erwarten.

Wer in der Hetze des Arbeitsalltags steht, weiß, wie berechtigt die gewerkschaftliche Forderung nach einer längeren Urlaubszeit ist. Von den Ferientagen, die wir jetzt nur haben, dürfen wir keinen vergeuden. Voraussetzung ist, daß wir rechtzeitig und mit Bedacht planen – um alle Familienmitglieder zufriedenzustellen.

Angelpunkt dieser Diskussion am Familientisch wird natürlich sein, was wir im Geldbeutel haben. Hier werden wir feststellen können, daß der Popularis-Reiseführer auch auf diesem Gebiet Ungewöhnliches bietet.

Das ist kein Zauberkunststück, sondern möglich durch besonders gute Kontakte zu den Ferienorten im In- und Ausland und durch Verzicht auf kostspielige überflüssige Reklame. Auch kann man mit Popularis „richtig“ kalkulieren, denn es gibt nicht vielerlei Zuschläge, die man sonst manchmal erst hinterher feststellt und so die ganze Reisekasse durcheinanderbringen.

Deshalb wird bei der jetzt anlaufenden Debatte um den nächsten Urlaub dieser Reiseführer willkommen sein, der das Motto führt: „Popularis lädt Sie ein – Sie haben die Wahl!“ Der Reiseführer kommt kostenlos und unverbindlich zu Ihnen ins Haus. Schreiben Sie an Popularis-Reisen, Frankfurt/Main, Kaiserstraße 23.



Bertrand Russell

Foto: Udo Hoffmann

Hat die Menschheit eine Zukunft?

Der greise Philosoph Bertrand Russell gilt in England, und nicht nur in diesem Lande, als unbequemer Mahner und Prophet. Wenn die Menschenkinder, so ruft er, nicht ein für allemal aufhören, mit der Hydrogenbombe zu spielen, so kann das das Ende des Menschengeschlechts auf Erden sein. Er steht natürlich nicht allein mit diesem warnenden Aufschrei, aber er verfolgt die Idee mit einer Ausschließlichkeit und Konsequenz, die den meisten zu weit geht. Mit seinem „Komitee der 100“ organisiert er gewaltlosen Widerstand, bürgerlichen Ungehorsam und Sitzdemonstrationen; die verärgerten und verlegenen Behörden sehen sich veranlaßt, gehorsamst und gewaltsam gegen ihn und seine Anhänger einzuschreiten und sie gelegentlich einzusperrten. Man mag Bertrand Russells Methode und Handlungsweise für unrealistisch, politisch verkehrt oder unwirksam halten, aber man kann ihm bei seiner Zivilcourage und selbstlosen Hingabe die Bewunderung nicht versagen. Nachdem er ein langes Leben lang tieferschürfende philosophische Werke, mathematische Abhandlungen, soziale und andere literarische Leistungen geschaffen hat, die ihm den Nobelpreis eintrugen, verwendet er die ihm noch vergönnten Tage seines Erdendallens – er steht im biblischen Alter von 90! – nun auf diese brennendste aller Aufgaben: die Rettung der Menschheit vor sich selbst, vor ihrem eigenen Wahnwitz.

Sein hier soeben erschienenes Buch mit dem großen Fragezeichen „Hat der Mensch eine Zukunft?“ wird sicher bald in Deutsch und anderen Sprachen auch zugänglich sein. („Has Man a Future?“, bei Allen & Unwin, London, und in verbilligter Volksausgabe als Penguin-Buch.)

So fragwürdig erscheint dem politisierenden Philosophen die weitere Existenz der Menschen, nachdem wir in das gefährliche Atomzeitalter eingetreten sind, daß er schwankt, ob er das einleitende Kapitel einen Prolog oder einen Nachruf nennen soll. Dahin hat uns die bisher gewaltigste Erfindung des Homo sa-

piens, des wissenschaftlichen Menschen, gebracht! Die Wissenschaftler waren übrigens, kaum daß sie die A- und dann die H-Bombe fabriziert hatten, die ersten, die sich gegen ihre Anwendung wandten. Bertrand Russell schildert ihre ersten Bemühungen und Proteste, die er selber nach Kräften unterstützte. Aber es geht ihnen darin wie dem Zauberlehrling: Die Geister, die sie riefen, vermögen sie nicht mehr zu bannen. Es liegt nun in der Hand von politischen und militärischen Machthabern, oder anderen, selbst unverantwortlichen Leuten; oder das Ding geht gar aus „Versehen“ los.

Kommt es zu einem nuklearen Krieg, so bedeutet das Auslöschung allen zivilisierten Lebens, und selbst die Überlebenden werden wahrscheinlich schlimmer dran sein als die Toten. Es ist so unvorstellbar grauenhaft, daß die meisten einfach die Augen davor schließen. Ja, sie haben sich daran gewöhnt, sozusagen mit der H-Bombe bei sich in der Schublade zu leben. Aus dieser sträflichen Gleichgültigkeit aufzurütteln, ist Bertrand Russells erste Bemühung. Das Neue an einem solchen Krieg, gegenüber allen früheren, ist die absolute Gewißheit, daß es keine Sieger mehr gibt. „Wären Ost und West bei gesundem Trost, würden sie einander nicht als Feinde betrachten, sondern die H-Bombe als den gemeinsamen Feind“, schreibt er und überschlägt in großen Zügen die steten Abrüstungsverhandlungen – Manöver, wobei „jeder nur auf Wege sinnt, die Abrüstung zu empfehlen, ohne sie tatsächlich herbeizuführen“. Die Schuld, so fügt er hinzu, fällt in erster Linie auf Rußland.

Was ist in der verfahrenen Situation zu tun? Das Allheilmittel gegen den Untergang ist allgemeine Abrüstung. Alle Mittel der Massenvernichtung müssen in die Hand einer internationalen Autorität gegeben werden, und die einzige Sicherheit, die Dauerexistenz der zivilisierten Gesellschaft zu erreichen, ist durch Schaffung einer Weltregierung. Nicht nur Philosophen, auch ergraute Staatsmänner

treten dafür ein. Clement Attlee z. B. ist einer der eifrigsten Apostel für den Gedanken der Weltregierung. Und selbst Macmillan kann in seinen nüchternen Augenblicken zitiert werden: „Auf lange Sicht ist dies der einzige Ausweg für die Menschheit.“

Wie kommen wir dahin? Sicher nicht mit einem Sprung. Welche praktischen Schritte weiß ein Russell anzudeuten? Zunächst ein Moratorium von ein paar Jahren, mit dem Unterpfand auf beiden Seiten, daß weder provozierende Aktionen noch feindliche Propaganda gemacht werden; Stärkung der Vereinten Nationen; Bildung eines „Versöhnungsausschusses“ aus Mitgliedern von Ost, West und Neutralen. Wirkliche Abrüstung durch Schluß mit Tests, mit Produktion von neuen nuklearen Waffen; keine an weitere Länder; umfassendes System der Inspektion. Eine besondere Rolle, so glaubt er, fällt den Neutralen zu, und meint, daß selbst England, wenn es die NATO verläßt und neutral wäre, einen besseren Beitrag leisten könnte. Dann kommt er auf akute kritische Stellen, auf territoriale Probleme zu sprechen, wie China-Formosa, Korea, Laos und das vertrackte deutsche Problem. In diesen mehr unmittelbaren Aufgaben, die er kurz und ein wenig oberflächlich behandelt, zeigt sich denn doch, daß er mehr Philosoph als Politiker ist.

Wir können dem Weltweisen aber wieder ganz beipflichten, wenn er erklärt: „Eins nur ist nötig, die Hölle in einen Himmel zu verwandeln: daß Ost und West gleichsam aufhören, einander zu hassen und zu fürchten. ... In unsern Herzen wohnt das Übel, und aus den Herzen muß es herausgerissen werden. ... Dann kann die Menschheit zu einer Zukunft blicken, die unendlich länger ist als ihre Vergangenheit.“ Bei unserer Generation liegt es, ob sie den Beginn dieses glücklichen Zeitalters einleiten will oder in schierem Wahnsinn der Menschheit ein-jähres Ende bereitet.

Paul Stamford/London

Gedanken zur Entwicklungshilfe

Ein vor einigen Tagen gehörter Vortrag über Afrika, der unter anderem die Entwicklungshilfe behandelte, gab mir zu folgenden Gedanken Anlaß:

In dem Vortrag und in der anschließenden Diskussion wurden ausschließlich aktuelle Probleme behandelt. Die Behandlung dieser Probleme stand unter dem Gesichtspunkt der Beziehungen zwischen Ost und West. Man erläuterte aktuelle Erfolge des Ostens und aktuelle Mißerfolge des Westens. Der Dozent, ein Kenner Afrikas aus langjährigem Studium der afrikanischen Verhältnisse an Ort und Stelle, wies mit besonderer Betonung auf die beachtlichen Erfolge des Ostens in Afrika hin und forderte vom Westen eine Anzahl aktueller und konkreter Maßnahmen, wie z. B. Hilfeleistungen nicht für abstrakte Aufgabenbereiche, sondern nur für konkrete und bis ins einzelne durchdachte Maßnahmen, persönlichen Einsatz von Fachkräften in verstärktem Umfang in

Afrika und besonders eine bessere Ausbildung der westlichen Diplomaten. In allen diesen Einzelproblemen hat der Osten nach Ansicht des Dozenten erhebliche Vorteile. Man erklärte das z. B. mit der demokratischen Langatmigkeit westlicher Behörden einerseits und diktatorischer Entschlußkraft andererseits, mit bürokratischen Kontrollen und Prüfungen durch ungezählte Stellen im Westen und unkontrollierter, unbeaufsichtigter Bewilligung durch eine Behörde im Osten.

Aktuelle Erfolge und Mißerfolge wurden also mit aktuellen Ereignissen und Zeiterscheinungen begründet. Liegen die Ursachen für Erfolg und Mißerfolg tatsächlich in aktuellen Ereignissen oder sind nicht tiefergreifendere Gründe hierfür zu suchen?

Menschen aus der östlichen Welt, die in irgendeiner Funktion für Afrika tätig sind, ganz besonders aber diejenigen, die in Afrika arbeiten, sind durchdrungen von der Größe ihrer Aufgabe, den gewaltigen Nutzen ihrer Arbeiten für die Weltrevolution im Sinne der marxistisch-leninistischen Lehre. Ist es verwunderlich, wenn bei dieser unmittelbaren Verbindung von ideologischem Bewußtsein und praktischer Tätigkeit gewaltige Leistungen erbracht werden?

Besteht bei uns im Westen auch diese Unmittelbarkeit von ideologischer Überzeugung und praktischer Arbeit?

Die „Ideologie“ des Westens ist die christliche Religion. Eines ihrer höchsten Gebote befiehlt die Sorge um den Menschen, d. h.

Nächstenliebe gegenüber Menschen aller Rassen. In der Vergangenheit haben die christlich-abendländischen Kolonialmächte alles andere in Afrika getan als im Sinne ihrer „ideologischen“ Überzeugung gewirkt. Die Kirche hat nur schwache Versuche gegen die Kolonialpolitik unternommen. Staat und Kirche haben sich vielmehr in der Vergangenheit in Afrika oft „vorzüglich“ ergänzt. Dieses Erbe belastet den Westen heute ungeheuerlich. Es belastet uns um so mehr, als ich glaube, daß wir auch heute noch im Bewußtsein vieler und maßgebender Politiker der westlichen Welt Entwicklungshilfe betreiben, weil das Vordringen des Kommunismus in Afrika verhindert werden muß. Ein damit verbundener Schwund an Macht zwingt zum Handeln. Die Politik ist somit im Kern die gleiche wie zur Kolonialzeit. Sarkastische Menschen behaupten: „Von dem Streben nach Machterweiterung im Kolonialzeitalter ist man zur Abwehr eines Machtzuwachses beim Gegner herabgesunken. Immer aber lenkt und leitet noch die Macht das Denken und Handeln in der westlichen Politik um Afrika.“ Können wir im Kampf um die Macht mit dem Elan ans Werk gehen wie die kommunistische Welt? Ich möchte diese Frage verneinen. Da uns eine Ideologie fehlt, die das Machtstreben um jeden Preis rechtfertigt, können wir nur mit moralischen Bedenken und Halbwahrheiten, ohne innerliche Anteilnahme und von Äußerlichkeiten bestimmt handeln. Ebenso wie wir den Kommunismus allgemein nicht abwehren können,

indem wir nur einen Antikommunismus künstlich erzeugen, ohne zu den Grundsätzen unseres christlichen Lebens zurückzufinden und den „Angriff“ aufzunehmen, können wir in Afrika nicht bestehen, wenn wir geistig durch ein bloßes Abwehren des Kommunismus gelenkt werden.

Das „Antikommunistische“ ist nach meiner Meinung jedoch heute weitgehend unser Rüstzeug in Afrika. Würden wir überhaupt Milliarden investieren, Menschen einsetzen usw., wenn die Kommunisten in Afrika nicht aktiv wären?

Geistig fundierter „Kampf“ in Afrika, Verbindung von Idealen und praktischer Tätigkeit kann bei uns nur dann erfolgreich funktionieren, wenn jeder Bürger in jedem Staat der westlichen Welt davon überzeugt ist, daß wir in Afrika nur sekundär gegen den Kommunismus, primär aber für den Menschen, für den Nächsten in christlicher Überzeugung arbeiten. Nur auf dieser Basis ist ein Kampf mit dem Kommunismus in Afrika ein nicht von vornherein verlorenes Gefecht.

Um auf den Ausgangspunkt dieser Gedanken zurückzukommen, möchte ich feststellen, daß man bei Diskussionen aller Art, insbesondere bei den derzeit aktuellen Diskussionen über Afrika nicht nur die naheliegenden, interessanten Ereignisse kommentieren sollte, sondern versuchsweise einmal an die Probleme in ihrer eigentlichen Ursache heranzugehen sich bemüht.

Walter Stach

„Jeder hat eine Chance“

Freunde, seit einigen Tagen habe ich einen faden Geschmack im Mund. Ich weiß auch warum: Im Briefkasten lag eine Broschüre des Bundesinnenministeriums „Jeder hat eine Chance“. So der Titel des DIN A 5 schwarz-weiß gedruckten Heftchens „Jeder hat eine Chance“. Zuerst dachte ich, es handele sich um eine Stellungnahme des Bundesministers des Innern zur Berufsbildung. Doch dann las ich, daß es uns allen um die Erhaltung des Friedens gehe, doch dieser Frieden sei bedroht, aber wir seien nicht hilflos, müßten aber mit dem Angriff rechnen. Übrigens, im Oktober war ich in Berlin, auch in Ostberlin. Dort in Ostberlin habe ich das „Neue Deutschland“ gelesen. Ich konnte eine gewisse Parallele entdecken. Doch „Das Neue Deutschland“ sagt, von welcher Seite der Angriff erfolgen wird, aber das Bundesinnenministerium hat es wohl nur vergessen, anzugeben, wer uns angreifen könnte. Nichtsdestoweniger, Freunde, wenn wir so die Illustrationen und Berichte über Atomschutz lesen, werden wir mit dem einen Auge lachen und mit dem anderen weinen. Lachen vielleicht, weil uns die Art des Eigenschutzes nur amü-

sieren kann. Amüsieren deshalb, weil davon gesprochen wird, wie wir uns vor den Folgen der sogenannten A - B - C - Waffen retten können. A-Waffen = Atomwaffen
B-Waffen = Biologische Kampfmittel
C-Waffen = Chemische Kampfstoffe
Wenn wir uns überlegen, daß wir z. B. durch eine über das Gesicht gelegte Aktentasche Schutz vor „Überraschungsangriffen mit Atomwaffen“ finden könnten, bleibt uns nur ein Lächeln. Weinen aber müssen wir, wenn wir die Broschüre so ernst nehmen, wie die Verfasser es wahrscheinlich wünschen. Dann bleibt uns nur noch die Resignation. Denn, Freunde, hält man uns für so dumm, daß wir den tieferen Sinn der kleinen Broschüre nicht erkennen würden? Sie bedeutet doch nichts weiter als die Bankrotterklärung des Geredes vom Frieden. In einer Diskussion unserer Jugendgruppe wurde bitter bemerkt, daß man die Öffentlichkeit viel früher auf die Möglichkeit eines Krieges oder, wenn man so will, eines Angriffes auf die Bundesrepublik hätte aufmerksam machen müssen. Wenn man es wollte. Mutet es jetzt nicht wie ein Schlag ins Gesicht an, wenn man uns plötzlich eine der-

artige Schrift in die Briefkästen legt? Natürlich, „die Lage ist sehr ernst“, um die Worte des Herrn Bundeskanzlers zu gebrauchen, aber für so ernst hätte ich sie doch nicht gehalten. Ein Mitglied der Jugendgruppe sagte vor nicht langer Zeit: Es gibt nur diese Alternative über Sein und Nichtsein, über Ende oder Fortbestehen dieser Welt: Entweder kommt es zu einer vernünftigen Einigung und es gibt einen konstanten Frieden, oder es werden „die“ Bomben zur Zündung gebracht. Wenn wir genau überlegen, Freunde, gibt es tatsächlich nur diese beiden Möglichkeiten. Wobei mir die erstere bestimmt sympathischer ist. Denn ich stimme hier voll und ganz mit Hans-Magnus Enzensberger überein, der in dem Buch „Die Alternative - oder brauchen wir eine neue Regierung?“ sagt: „Ich wünsche nicht gefährlich zu leben.“ Übrigens sagt mir mein Selbsterhaltungstrieb, daß ich noch viel zu jung bin, um zu sterben. Aus diesem Grunde allein sage ich schon: Fort mit den Atomwaffen. Aber auf allen Seiten.

Dieter Kralemann, Dortmund

Juden und Christen

Gespräche zwischen Juden und Christen haben bei uns jahrelang an einer begrifflichen Befangenheit gelitten. Deshalb wohl war es so schwer, zu einem Ergebnis zu kommen, das über ein Eingeständnis der deutschen Schuld hinausging. In Wiesbaden, bei einer Tagung der 32 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, klang in diesen Tagen ein neuer Ton auf. Die unheilvolle Vergangenheit war zwar stets gegenwärtig, aber nicht mehr als Gesprächsziel, sondern als Ausgangspunkt für die Frage: Was können Erzieher und Jugend-

leiter, was kann jeder einzelne tun, damit aus Betroffenheit etwas Neues und Gutes wird? In der Arbeitsgemeinschaft, die sich in Wiesbaden mit den Auswirkungen des Eichmann-Prozesses auf die Jugend befaßte, wurde dies besonders deutlich. Berichte von Menschen, die ständig mit der Jugend zu tun haben, ließen erkennen, daß die Behandlung des Eichmann-Prozesses in Schulen und Gruppen häufig den Protest der Eltern herausfordert hat. Trotzdem sei es unerlässlich, der Jugend historische-sachliche Informationen über die Geschichte des Nationalsozialismus zu geben und aufkommende Legenden um Hitler zu zerstören. Die neue Broschüre „Legenden um Hitler“ (Coloquium-Verlag, Berlin) weist da gute Wege. Sie gibt Hinweise, wie man etwa die Legenden um die Autobahnen nüchtern widerlegen kann: durch Tatsachen. Buchmaterial und Dokumente über die Hitlerzeit sind inzwischen in Hülle und Fülle da und jedem zugänglich. Der Erzieherausschuß des Koordinierungsrates der Christlich-Jüdischen Gesellschaft hat im vergangenen Jahr

die Geschichtsbücher der Bundesrepublik unter die Lupe genommen. Bewußte Verzerrungen und Entstellungen sind nicht entdeckt worden. Aber Generalsekretär Leopold Goldschmidt stellte in Wiesbaden fest, daß es mit der Verteilung der Gewichte noch nicht stimmt. In einem weitverbreiteten Geschichtsbuch beispielsweise sind dem Thema Judenverfolgung zehn Zeilen gewidmet. Der Erzieherausschuß will Vertreter der Geschichtsbuchverlage zu einem Gespräch über diese Gewichtsverteilung einladen. Nachdrücklich wurde betont: Wer mit jungen Menschen über die jüngste Vergangenheit spricht, muß informiert sein. Man kann das Thema nicht gefühlsmäßig angehen. Nicht nur der Erzieher in der Schule, auch der Leiter einer Jugendgruppe muß sich informieren, um selbst informieren zu können. Daß es daran noch hapert, wurde ehrlich ausgesprochen. Unter der Jugend sind nur dann noch Zeichen von Antisemitismus zu entdecken, wenn sie von unbeherrschbaren Erwachsenen verhetzt wird. „Die überaus große Mehrzahl der deutschen

Jugend kennt keinen Judenhaß mehr“, stellte ein jüdischer Tagungsteilnehmer fest. Trotzdem müsse der Jugend klargemacht werden, daß die Gefahr, durch starke Mächte und politische Strömungen auf falsche Wege gedrängt zu werden, nie überwunden sei. Am Beispiel der FDJ in der Zone werde dies jeden Tag anschaulich. In einem Referat über den Rechtsbegriff in der Demokratie hatte Generalbundesanwalt Dr. Güde in Wiesbaden einleitend ein großes Wort gesagt. Wann das Recht zum Ungehorsam für einen Staatsbürger beginne, hatte ihn jemand gefragt. Güdes Antwort: „Wenn eine Mehrheitsentscheidung von mir verlangt, daß ich Unrecht tue, beginnt mein Recht zum Ungehorsam.“

L. W.

Die Redaktion stellt die Themen der Artikel auf dieser Seite zur Diskussion.

Im Reiche Titos

Ein Reisebericht von Philipp Wiebe

Belgrad - Treffpunkt der Blockfreien
Tito mit Nasser und Nehru



Wer die Visa-Komplikationen kennt, die auftauchen, wenn man ein kommunistisches Land besuchen will, wird angenehm von den jugoslawischen Gepflogenheiten berührt: man muß die Angaben aus dem Reisepaß auf eine besondere Karte übertragen (lustigerweise wird überdies noch nach dem Vornamen des Vaters gefragt!), man zahlt 4,10 DM, und umgehend wird einem das Visum ausgehändigt bzw. geschickt.

Ein Staat, der die Einreise derart erleichtert, hat nichts zu verbergen, leidet auch nicht unter jener hysterischen Spionagefurcht, die in den meisten kommunistischen Ländern üblich ist.

Nicht nur die ehemals armen Bürger Jugoslawiens, nein, auch die einst wohlhabenden geben heute zu, daß es der Allgemeinheit im Reiche Titos wesentlich besser geht als unter dem ziemlich korrupten König Alexander und dem folgenden König Peter. Nach dem letzten Krieg wurde das Land weitgehend industrialisiert, und der geschickten Politik Titos ist es zu danken, daß die erzeugten Produkte nicht nur an die Sowjets geliefert werden müssen – wie es z. B. den Polen aufgezwungen wurde –, sondern daß Ost und West die Handelspartner sind. Natürlich gibt es auch in diesem sozialistischen Wirtschaftssystem viele Pannen, und so ist man nach und nach dazu übergegangen, durchaus kapitalistische Züge in dies System zu bringen. Wir sprachen den Direktor eines großen Handelsunternehmens – Export von Fleisch aller Art –, der uns nachwies, daß er und alle seine Angestellten durch emsige und geschickte Arbeit Geldüberschüsse erzielen, die einmal im Jahr verteilt werden. Man fabelt nicht mehr von einem Unternehmen, das ja auch dem Arbeiter gehöre, man handelt konkret und läßt den Arbeiter mehr verdienen. Doch diese Methode steht erst an ihrem Beginn der Verwirklichung. Vorerst sieht es noch anders aus.

Die Lebensmittel sind erschwinglich, und das ist wichtig. Ja, die Touristen sind erstaunt über die niedrigen Preise. So kann man in den meisten Speiserestaurants ein vorzügliches Schweineschnitzel mit Kartoffeln oder Brot für (umgerechnet) 1,50 DM bis 2,— DM bekommen; das Liter Wein kostet 2,— DM; eine Tasse türkischer Kaffee 0,25 DM; 20 Zigaretten 0,40 DM! Wenn die geplante Kursaufwertung der D-Mark stattgefunden hat, wird alles um nochmal 25 v.H. billiger.

Jugoslawien ist also wohl das billigste Reiseland in Europa, vor allem dann, wenn man nicht – wie wir – in Hotels übernachtet, sondern von den zum größten Teil herrlich gelegenen Campingplätzen Gebrauch macht. Jungen Menschen kann ich nur raten, die lange wunderbare Küste entlangzuwandern (per Fahrrad, per Moped, per Auto oder auch – in Gesellschaft – per Autobus!).

Wollte ein jugoslawisches Ehepaar fünf Nächte in jenem Hotel übernachten, in dem wir ein Zimmer fanden, dann müßte es

dafür ein Monatsgehalt zahlen. Der durchschnittliche Monatsverdienst liegt in Jugoslawien bei 20000 Dinar, die einem Kaufwert von etwa 150 DM entsprechen. Natürlich kann weder eine Familie noch ein Ehepaar von diesem Verdienst leben, und so ist es zur allgemeinen Sitte geworden, daß auch die Frau arbeiten muß, daß die Männer überdies lukrativen Nebenbeschäftigungen nachgehen müssen. Der Staat duldet, ja begrüßt diesen indirekten Zwang zur Mehrarbeit, fördert sogar nach Belieben diesen Zustand, indem er von Zeit zu Zeit die Preise, jedoch nicht die Löhne und Gehälter erhöht. Hinzu kommt, daß der Anreiz, sich etwas zu kaufen – im Gegensatz zu den meisten anderen kommunistischen Staaten –, in Jugoslawien groß ist. Man kann schlechthin alles kaufen, besonders westdeutsche Waren, als da sind: Autos, Kühlschränke, elektrische Waschmaschinen, Fotoapparate, Fernsehgeräte, Schallplatten, Kosmetika usw. usw.

Sehnsucht nach Autos

Vor allem die deutschen Autos haben es den Jugoslawen angetan. Der gesamte Autobestand – und er ist wahrhaftig nicht klein! – stammt zu 80 v.H. aus Fabriken der Bundesrepublik. „Sagen Sie, mein Herr, was kostet ein gebrauchter Mercedes 220?“ fragte mich der ältliche Verwalter eines kleinen Zigarettenladens. Auf meine Gegenfrage, ob er denn genug Geld habe, um so einen Wagen – und sei es ein gebrauchter – erstehen zu können, antwortete der Mann: „Nein. Aber ich möchte in Deutschland arbeiten, bis ich genug Geld habe.“ Zahlreiche Jugoslawen wünschen sich nichts inniger, als in Deutschland zu arbeiten und sich dann ein Auto zu kaufen, zahlreiche Jugoslawen haben sich ihre Wünsche erfüllt. Die Regierung erlaubt diesen Autofetischisten durchaus, für zwei Jahre in die Bundesrepublik zu gehen und dort zu arbeiten. Im Land selbst kostet ein schwerer deutscher Wagen soviel wie zwei Einfamilienhäuser! Und es gibt viele Funktionäre, die auf so ein repräsentatives Fahrzeug nicht verzichten wollen. In diesen Fällen bezahlt natürlich die Organisation, sei es Partei oder Fabrik.

„Warum tut es nicht ein kleinerer, billigerer Wagen?“ fragten wir. „Warum müssen Sie in zwei Einfamilienhäusern durch die Straßen fahren?“ Klar, daß solche Fragen Verlegenheit bei unserem betroffenen Gesprächspartner hervorriefen. Wir wollten auch keine Antwort, wir kannten sie längst! Das Bild, das sich dem Besucher in Zagreb, dem früheren Agram, bietet, hält leicht den Vergleich mit westlichen Städten aus. Gute, wenn auch teure Waren in den Auslagen der Schaufenster, die Restaurants bieten vorzügliche, preiswerte Speisen an, die Cafés sind zu jeder Tageszeit gut besucht. Sehr hübsche, elegante Mädchen und Frauen bevölkern die Straßen, und auch die Männer sind, wie mir meine Frau versicherte, nicht ohne Reiz, nicht ohne Chic.

Wir durchstreiften diese Stadt an der Save nach allen Richtungen, wurden besonders von der Altstadt fasziniert, die vom buntgedeckten Dach der St.-Marko-Kirche überragt wird. Und wir besuchten den Friedhof, den wir kaum in einer fremden Stadt auslassen. Immer können Friedhöfe Auskunft geben über die Vergangenheit und die Soziologie einer Stadt. Hier in Zagreb sahen wir die Gräber von Christen, Juden und Kommunisten, alle umschlossen von derselben pompösen Mauer. Die deutschen Namen auf den alten und neuen, armseligen und prächtigen Grabsteinen überwiegen. 100 Jahre lang stand Agram unter österreichischer Herrschaft. Am Rand des jüdischen Teils entdeckten wir eine wunderbare Bronzeplastik, die Moses in Lebensgröße darstellt; er weist mit mahnendem Finger auf das 5. Gebot seiner Gesetzestafel: „Du sollst nicht töten!“ Angesichts der vielen jüdischen Gräber, in denen symbolische Aschenreste aus Auschwitz ruhen, hat diese Mahnung ein tragisches Gewicht.

Das Zentrum Zagrebs ist der „Platz der Republik“, ein wohlproportionierter Platz, an dessen säumenden Häusern des Abends ein buntes Gewirr von Neonreklamen aufleuchtet. Bis spät in die Nacht hinein drängen sich hier Menschen, stehen in großen Gruppen beieinander und diskutieren. Oft hatten wir den Eindruck, den Preliminarien einer Revolution beizuwohnen, doch dann erfuhren wir: in Jugoslawien denkt kein Mensch an Revolution. Die Zusammengerotteten sprechen weder von der fehlenden Pressefreiheit, weder von östlichen und westlichen Machtbestrebungen, weder von Tito noch von Milovan Djilas' mutigen Analysen, sie sprechen ganz schlicht vom Sport und nur vom Sport! Denn Sport, das ist das Hauptthema der jugoslawischen Jugend. Gewiß, man ruft schon mal einem hübschen Mädchen etwas nach, doch dann wendet man sich mit neuem Eifer wieder der Frage zu, warum wohl der fabelhafte jugoslawische Nationaltorhüter Beara in die Bundesrepublik übersiedelt ist.

Das ist die Jugend. Die Älteren gehen ins Kino, ins Theater oder sitzen vor ihrem mühsam erworbenen Fernsehgerät. Über Graz können sie ein- oder zweimal in der Woche die Sendungen aus Westdeutschland empfangen. Viele, vor allem die Menschen über 60 Jahre, fühlen sich uns durch die Sprache verbunden, die deutsche Sprache, die das Esperanto des Balkans und der osteuropäischen Länder ist. Wir hörten Sowjets mit Jugoslawen deutsch sprechen, Ungarn mit Polen, Tschechen mit Bulgaren.

Wir fragten eine alte Dame, die in ihrer Jugend in Wien und Berlin studiert hat, die, einst wohlhabend, jetzt bescheiden in einem großen Mietshaus, das ihr vor der Verstaatlichung gehörte, wohnt, wir fragten sie, wie ihr das Leben im kommunistischen Zagreb behage, und sie antwortete ohne zu zögern: „Ganz gut. Wissen Sie, hier ist immer noch ein wenig Österreich. Man kann sich manches richten!“

In Belgrad, der vielgeplagten Stadt

In die hierzulande oft geäußerten Klagen, der Bundesdeutsche bezeige zu wenig Interesse an der Politik, stimmen die Jugoslawen nicht ein. Im Gegenteil: wir stehen dort in dem Ruf, jedes Gespräch mit Politik würzen zu wollen! Nun ist natürlich in kommunistisch regierten Ländern die Versuchung, zu politisieren, für uns größer als in wahrhaft demokratischen Ländern. Und da Jugoslawien das einzige kommunistische Land ist, das einen unbegrenzten Touristenstrom einläßt, werden wohl die meisten Bundesdeutschen zum erstenmal mit einem kommunistischen Regime konfrontiert, und das mag stimulierend auf das politische Bewußtsein wirken.

Aber den Jugoslawen ist – im Gegensatz zu den Polen! – ein politisches Gespräch keineswegs immer angenehm; sie sind vorsichtig, wortkarg, selbst jene, die Mitglieder der Kommunistischen Partei sind, die also, so sollte man meinen, festen ideologischen Boden unter den Füßen haben, selbst sie wanken sich verlegen, wenn wir sie geradeheraus fragten, ob sie nun Kommunist seien oder nicht. Oft hatten wir nach solchen Fragen das Gefühl, einen Fauxpas begangen zu haben, aber wir sagten uns, ein Kommunist, der überdies Parteimitglied ist, soll sich auch zu seiner Weltanschauung bekennen, soll sich ihrer nicht schämen. Andererseits begriffen wir sehr bald, daß hinter der mangelnden Bekenntnisfreudigkeit unserer Gesprächspartner häufig die Angst stand, wir könnten mißverstehen. Die jugoslawischen Kommunisten fürchteten immer, man könne sie mit den Sowjets identifizieren, und dies Mißverständnis möchten sie um keinen Preis aufkommen lassen. Der sowjetische Kommunist wird in Jugoslawien mindestens ebenso abgelehnt wie in der Bundesrepublik! Die drei Jahre, in denen das Land unter sowjetischer Vormundschaft zu stöhnen hatte, sind und werden niemals vergessen werden.

Merkwürdigerweise blüht jedoch in Jugoslawien ein Personenkult, wie er in keinem anderen kommunistischen Land – Rußland eingeschlossen – mehr zu finden ist. Wir sahen kein einziges Restaurant, kein Café, kein Lebensmittelgeschäft, keine Schneiderwerkstatt, kein Büro, keine öffentliche Halle, in denen ein Bild Titos fehlte. Und nach beiläufigen Befragungen vieler Menschen, die unseren Weg kreuzten, machten wir die verblüffende Feststellung, daß dies der vermutlich einzige Personenkult in der Welt ist, der freiwillig und sogar gern praktiziert wird. Ja, wir kamen einem echten historischen Phänomen auf die Spur, nämlich jenem, daß Tito tatsächlich in allen Bevölkerungsschichten Verehrung genießt. Wo und wann hat es das je gegeben?!

„Hoffentlich lebt er noch lange!“ sagte uns ein älterer Herr, dessen Herkunft durchaus die Voraussetzung hätte schaffen können, unter dem neuen Regime als „reaktionär“ zu gelten. Alle unpolitischen Bürger, deren es eine Menge gibt, die wir fragten, versicherten uns, Tito müsse man einfach schätzen, er habe das Land schließlich nicht nur von den deutschen Okkupanten, sondern auch von den Sowjets befreit.

„Wir wissen nicht, was nach seinem Tod geschehen wird!“ wie oft hörten wir diese Worte. Denn es existiert in Belgrad eine Gruppe, deren Ziel eine neuerliche Anlehnung an Moskau ist. Würde diese Gruppe nach Titos Tod die heute relativ liberale Politik ändern können?

„Kaum“, sagte uns ein Mann, der es wissen dürfte, „die Armee würde niemals mitmachen. Und die Armee ist entscheidend.“



Djilas, ein Verräter ?

Auf dieser Ebene ließen sich Gespräche führen. Turbulent wurde es hingegen, wenn wir einen Kommunisten fragten, was er von Milovan Djilas halte. Milovan Djilas' scharfsinnige und überzeugende Analyse der „Neuen Klasse“ in der kommunistischen Gesellschaft ist wahrscheinlich das heißeste Eisen, das man in Jugoslawien berühren kann. Hier die Antworten: „Djilas ist ein Verräter!“, „Früher hater mitgemacht, und nun?“, „Djilas wurde von den Engländern bezahlt!“

Unser Einwand: „Ihr seid hellsehtig geworden, was die Sowjets betrifft. Warum verübelt ihr es einem Mann, daß er die privilegierte Klasse auch des jugoslawischen Regimes kritisiert? Natürlich hat er mitgemacht, noch heute ist er überzeugter Sozialist, desto kühner erscheint uns, daß er ohne Rücksicht auf seine Person sein Buch schrieb.“

„Aber er lügt“, erwiderte man uns.

„Haben Sie sein Buch gelesen?“ fragten wir.

Und nun geschah – nicht immer, aber meist – etwas Seltsames: unsere Gesprächspartner schüttelten den Kopf. Das Buch ist natürlich nie in Jugoslawien erschienen. An dieser Stelle brachen wir unser Gespräch ab, versagten uns das letzte, das schlagende Argument, denn schließlich waren wir nicht in Jugoslawien, um uns Feinde zu schaffen. Immerhin muß noch angemerkt werden, daß Milovan Djilas heute wieder frei ist. Wer will, kann ihn in Belgrad spazieren gehen sehen.

Während Zagreb eine Stadt mit viel Charme ist, macht Belgrad einen herben, fast strengen Eindruck. Zweifellos wird Belgrad heute noch durch seine leidvolle Vergangenheit geprägt. Im Laufe ihrer langen Geschichte wurde diese Stadt mehr als sechzigmal erobert und zurückerobert. Kelten gründeten sie im Jahr 335 v. Chr. auf der Anhöhe, die an der Mündung der Save in die Donau liegt. Kaum eine andere Stadt hat derartig viele Zerstörungen erleiden müssen. Die letzte Zerstörung wurde 1941 durch deutsche Bomben verursacht. Aber – wie so oft – haben die Serben ihre Hauptstadt wieder aufgebaut, mußten sie gleichzeitig vergrößern, denn seit Ende des letzten Krieges hat sich die Bevölkerung verdoppelt. Milica, unsere Belgrader Freundin, hatte uns ein schlichtes Zimmer im „Hotel Balkan“ bestellt, 2500 Dinar sollte es pro Nacht kosten, doch als wir vor der hohen Theke der Rezeption standen, als der Receptor unsere Pässe sah, bedeutete er uns, der Zimmerpreis betrage für Touristen 40 v. H. mehr, das sei staatliche Anweisung. Meine Frau protestierte, Milica protestierte, und ich erklärte, das sei uns zu teuer, schon am nächsten Tag würden wir wieder ausziehen.

Und nun ging eine bemerkenswerte Veränderung im Gebaren des Receptors vor sich: schlagartig wurde er unhöflich, auf unsere weiteren Fragen antwortete er gar nicht mehr.

Solche Beobachtungen mußten wir leider noch an anderen staatlich gelenkten Stellen machen: sobald ein Tourist aus dem dort sogenannten „kapitalistischen“ Ausland den Eindruck erweckte, nicht jeden geforderten Preis zahlen zu können, änderte sich das vorher freundliche Benehmen. Scheinbar können sich diese kleinen staatlichen Angestellten, die bestimmt nicht mit Reichtümern gesegnet sind, nicht vorstellen, daß ein westlicher Tourist über nur begrenzte Geldmittel verfügt. Ihre Reaktion ist Verachtung! Anstatt, so philosophierten wir, anstatt sich dem unbegüterten Reisenden verbunden zu fühlen, zeigen diese Menschen ihre törichte Lakaie-Mentalität. Ja, wenn ein echter Kapitalist kommt, dann lächeln, springen und dienen sie. Wir kamen also zu dem Schluß: Geld regiert auch die kommunistische Welt. Ohne Frage!

Die Festung Belgrad besteht aus einem Gewirr alter Mauern. Während wir sie durchstreiften, gerieten wir in eine kühle tempelartige Halle. Zwei Treppen führten in die Tiefe. Unsere Neugier, die der Motor unserer mannigfaltigen Reisen ist, wollte auch diesmal befriedigt werden, und so begannen wir, die gemauerten, tief ausgetretenen Stufen hinabzusteigen. Dabei ergingen wir uns in Vermutungen, wohin wir wohl gelangen würden. Kamen wir zu den Kasematten oder zu den Gefängnissen, in denen die Gefangenen der Türken geschmachtet hatten? Vielleicht hatte man auf dem Grund des Schachtes einst die Kriegskasse verwahrt? Sicher war hier auch Prinz Eugen hinabgestiegen. 1717!

Wir waren schon eine geraume Zeit unterwegs, als wir plötzlich an überschwemmte Stufen gerieten; Wasser tropfte aus den Wänden, im trüben Schein der elektrischen Beleuchtung sahen wir Tropfsteingebilde. Zweifellos kreuzten wir das Flußniveau der Save und Donau. Das Wasser rann uns auf den Kopf, durchnäßte die Kleider, doch es konnte unsere Erwartung auf das, was wir unten vorzufinden hofften, nicht abkühlen. – Waren es 60, 80 oder 100 Meter, die wir hinabstiegen? Unmöglich, es zu schätzen. – Endlich erreichten wir die Sohle des Schachtes, Wasser gluckerte, wir durchquerten Pfützen, glitten aus auf schlüpfrigen Steinen, stützten einander und blickten uns dabei nach irgendwelchen geheimnisvollen Offenbarungen um. Doch nichts war zu sehen, gar nichts! Nichts außer einer zweiten Treppe, die nach oben führte.

Fotos: Keystone/Wiebe

Enttäuscht machten wir uns wieder an den Aufstieg; vom Grundwasser überrieselt, erklimmen wir keuchend Stufe um Stufe und taumelten schließlich erschöpft in die Halle. Ein sinnloses Unternehmen birgt immer den Keim zu humoristischen Betrachtungen.

„Vielleicht nannten die Türken diesen Schacht ‚Schacht der Enttäuschungen‘“, sagte meine Frau und strich sich das nasse Haar aus der Stirn.

„Vielleicht war es die Badeanstalt? Nach den Schlachten wurden die Heere die Treppen hinunter- und hinaufgetrieben, damit die Grundwasserbrause sie vom Staub und vom Schweiß befreite?“

Als wir wieder ins Freie traten, wurden wir von hellem Gelächter einer Mädchen-Schulklasse empfangen. Die Mädchen saßen auf Mauerresten und hielten Zeichenblöcke auf den Knien. Offenbar war es ihre Aufgabe, einen Mauerdurchgang zu zeichnen. Eine langmähige Schülerin rief uns etwas zu, das wir nicht verstanden, über das jedoch die Klasse noch mehr lachen mußte. In uns verdichtete sich die Vermutung, einem alten architektonischen Schabernack aufgesessen zu sein. Noch lange hörten wir das schadenfrohe Gelächter über die durchnässten Touristen.

Auf der höchsten Erhebung der Festung ist ein Restaurant eingerichtet worden. Von hier aus hat man einen weiten Blick über die Save und die Donau. Jenseits der Save, in der Ebene, hatte einst das österreichische Heer gelagert, bis Prinz Eugen „ließ schlagen eine Brücken, daß man kunn! hinüberbrücken...“, wie eine alte Volksweise behauptet.

Wir waren die einzigen Gäste, und als uns der alte Kellner den Wein brachte, baten wir ihn, ein Glas mitzutrinken. „Habe die Ähre!“ sagte er und setzte sich. Jenseits der Save sahen wir neue, hohe Wohnhäuser aufragen, hinter den Häusern erhob sich ein Flugzeug, kreiste über der Flußmündung und flog dann nach Westen; auf den Flüssen zogen Schleppzüge dahin, nach Rumänien, nach Ungarn; wir erkannten die schwarz-rot-goldene Fahne der Bundesrepublik auf einem der Schlepper, der nächste hatte die sowjetische Fahne gehißt.

„Ich beobachte sie jeden Tag, diese Schiffe“, sagte der alte Kellner. „Unten an der Brücke ankern sie oft. Und die Matrosen vertragen sich gut, die deutschen mit den russischen, die ungarischen mit den österreichischen. Oft denke ich: alle Politiker müßten mal als Matrosen arbeiten!“

Der Wunschtraum des kleinen Mannes in Ost und West! Der Wunsch nach Frieden, nach Verständigung. Sarmaten, Römer, Goten, Hunnen, Awaren, Slawen, Türken, Kreuzritzer, Österreicher, Deutsche, sie alle sind entweder durch diese Stadt gezogen oder sie haben sie zerstört, um sie beherrschen zu können. Unser Kellner hat zwei Zerstörungen und Besatzungen erlebt. Kein Wunder also, daß er die Politiker als Matrosen arbeiten sehen möchte.

„Auf Belgrad!“ sagten wir und hoben das Glas. Der alte Kellner stieß mit uns an; dazu wiegte er bedenklich lächelnd den Kopf.

Das Flugzeug zog eine weite Schleife über der Adria, näherte sich dann in geringer Höhe der karstigen Küste, sackte immer mehr ab und landete auf einer Wiese. „Notlandung?“ fragte ich meine Frau. Sekundenlang blickten wir uns verstört an, dann sah ich das gütig lächelnde Gesicht der molligen Stewardess, beruhigte mich aber nicht sofort, da ich mal gehört habe, daß Stewardessen darauf trainiert sind, selbst in den heikelsten Situationen zu lächeln.

Es gab jedoch wirklich keinen Grund zur Aufregung. Das Flugzeug hatte zwar ein stattliches Alter, aber es hatte seine Sache gut gemacht, es war auf dem Flugplatz gelandet. Die Wiese war der Platz.

Wir atmeten auf, doch nur kurz sollte unsere Erleichterung währen, denn bald darauf schien uns unser Leben mehr denn je gefährdet zu sein, nämlich während der Fahrt mit dem Autobus nach dem 32 Kilometer entfernten Dubrovnik. Auf rohgeschotterten Straßenandeutungen, die sich durch das Karstmassiv schlängelten, rasten wir dahin; der Chauffeur ließ den Bus durch die Kurven schlängeln, wick anderen Wagen bis dicht an den Rand des Abgrundes aus, tat überhaupt so, als sei das Leben keinen Pfifferling wert.

Das Erkennen von drohenden Gefahren setzt Intelligenz voraus, vielleicht auch nur Instinkt. Weder das eine noch das andere schien unser Chauffeur zu besitzen. Was mich betrifft, so reagierte ich seit meiner Soldatenzeit in Rußland auf Gefahren allergisch. Und so sagte ich mir: da hast du den ganzen Krieg lebend überstanden, und nun setzt du dein Leben in diesem wahnsinnigen Autobus aufs Spiel! Um mich abzulenken von solch düsteren Gedanken, begann ich die Haltung der Mitreisenden zu studieren. Eine junge Schweizerin verbarg ihr angstverzerrtes Gesicht im Schoß ihres Begleiters, der darüber heiter lächeln wollte, was ihm aber kläglich mißlang. Ein alleinreisendes, dickes deutsches Mädchen zupfte nervös an ihrer Unterlippe. Ein Engländer hielt die Augen geschlossen, doch



seine Zähne bissen heftig in das Mundstück seiner Shagpfeife. Meine Frau betrachtete angelegentlich ihre Fingernägel, was sie sonst nie in der Öffentlichkeit tut. Nur die Jugoslawen zeigten keinerlei Gemütsbewegung, einige lasen gemächlich die „Borba“. Ich war geneigt, an ihrer Intelligenz zu zweifeln. Unvermittelt fiel mir ein, daß meine Brille lange nicht geputzt worden war; ich nahm sie ab und sah fast nichts mehr, jedenfalls nicht die Gefahren, denen uns der Chauffeur aussetzte. Schließlich war auch das überstanden. Der Bus stoppte in Dubrovnik, dem „Stolz Jugoslawiens“ und „einem der schönsten Schmuckstücke der Welt“, wie ein einheimischer Reiseführer versichert.

Dubrovnik, vor dem 1. Weltkrieg Ragusa genannt, entstand im 7. Jahrhundert auf einem der dalmatinischen Küste vorgelagerten Felsen. Die alte römische Stadt Epidaurus war in den Wirren der Völkerwanderung zerstört worden, und die römischen Siedler zogen sich auf den Felsen zurück. Zur gleichen Zeit siedelten sich Slawen auf dem Festland an, nur durch einen schmalen Meeresarm von den Römern getrennt. Gemeinsame Interessen zwangen die beiden Völkerstämme zu einem Zusammenschluß, im 12. Jahrhundert wurde der Meeresarm zugeschüttet und die so erweiterte Stadt durch Mauern und Türme befestigt. Eine Republik wurde gegründet, man trieb Handel mit der ganzen bekannten Welt, man gewann Reichtum

und Feinde; Normannen, Türken und vor allem die mächtige Republik Venedig bekämpften Ragusa. Aber immer wieder gelang es den Senatoren Ragusas, die Feinde abzuwehren und lange friedliche Perioden zu erhalten. Dichter, Maler, Philosophen und Wissenschaftler ließen sich in der freiheitliebenden Republik nieder, und bald hieß Ragusa „Das slawische Athen“. Als in Spanien die Inquisition wütete, fanden jüdische Flüchtlinge Schutz in Ragusa, und als der verblendete Papst befahl, die jüdischen Bürger zu verfolgen, widersetzten sich die Ragusaner diesem Befehl!

Durch ein Dekret Napoleons I. wurde 1808 Ragusa dem kurzlebigen Illyrischen Königreich einverleibt. Zu diesem Zeitpunkt entschlossen sich die Patrizier Ragusas zu einem dramatischen Schritt: sie beschlossen, nicht mehr zu heiraten und keine Nachkommen mehr in die Welt zu setzen, solange Ragusa unter Fremdherrschaft stand! Dieser stolze Beschluß wurde auch befolgt, als nach dem Wiener Kongreß Österreich die Herrschaft über Ragusa antrat. Und so starben die alten Ragusaner Patrizierfamilien aus, sie entzogen sich der Knechtschaft.

All diese historischen Begebenheiten muß man kennen, wenn man diese wunderbare Stadt richtig würdigen will. Was soll uns der schöne Anblick einer Stadt, wenn wir nicht wissen, in welchem Geist sie erbaut wurde, wer darin gelebt, gezeitert, ge-



lacht hat? Nur vor dem Hintergrund der Geschichte sind Städte wirklich begreifbar.

Bernard Shaw hat Dubrovnik einst zur „schönsten Stadt der Erde“ ernannt. Eine gewagte Behauptung, gewiß, aber als wir zum erstenmal die Stadt betreten, waren wir geneigt, uns dieser Behauptung anzuschließen. Im Jahr 1667 vernichtete ein schweres Erdbeben einen Teil der Häuser, auch die Kathedrale, alles wurde wieder aufgebaut, und heute steht man der glücklichen Mischung der Baustile der Gotik, der Renaissance und des Barock gegenüber. Die Hauptstraße, Stradun genannt, führt über den zugeschütteten Meeresarm, von ihr aus zweigen Treppengassen nach rechts und links ab. Hier ist der Fußgänger König, nur der Unfallwagen und wenige Geschäftsautos dürfen durch die zwei Stadttore über die marmorglatt geschliffenen Straßen fahren.

Oft hatten wir das Gefühl, in einer verwunschenen Stadt zu sein. Das Leben schien sich seit 500 Jahren nicht geändert zu haben. In den beiden alten Klöstern sahen wir nachdenkliche Dominikaner und Franziskaner durch die Kreuzgänge wandeln, in den Kirchen beteten Frauen, vor dem Rektorenpalast saßen schweigende Männer, und zwischen den Säulen des Sponzapalastes spielten Kinder. Lediglich das elektrische Licht erinnerte uns daran, daß wir im 20. Jahrhundert lebten.

Wir trafen eine zarte blonde Frau aus Belgrad. Obwohl verheiratet, zieht sie es vor, sich mit ihrem Mädchennamen vorzustellen, denn der Name ihres Mannes gehört zu den berühmtesten ganz Jugoslawiens, und sie möchte Aufsehen vermeiden. Ihr Mann ist nämlich der Neffe des serbischen Studenten Gavrilo Princip, der mit seinem gelungenen Attentat auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand im Jahr 1914 den 1. Weltkrieg auslöste. Titos Staat hat den jungen Gavrilo – er starb in einem tschechischen Gefängnis an der Lungentuberkulose – posthum zu einem Vorkämpfer der kommunistischen Revolution ernannt, in Belgrad heißt eine große Straße nach ihm. – Frau Princip lächelte, als wir sie fragten, ob sich das revolutionäre Temperament auf ihren Mann vererbt habe. Sie sagte: „Mein Mann? Ach, er ist immer heiter und kümmert sich kaum um Politik. Im Aussehen ähnelt er sehr seinem Onkel, aber nicht im Wesen.“ Und uns schien es so, als sei sie über diesen Umstand erleichtert.

289 Kilometer sind es von Dubrovnik nach Sarajewo, dieser Stadt, in der ein junger Student einen Prozeß auslöste, der ganz Europa veränderte, der heute noch nicht abgeschlossen ist. Auf einem Foto, das uns die stolze Mutter zeigte, sahen wir den bis jetzt letzten Sproß der Princip, einen kleinen, freundlichen Jungen. Auch er wird dereinst auf seinen Großonkel stolz sein. – Was uns betraf, so hatten wir das Gefühl, im hei-

teren Dubrovnik vom schwarzen Flügel der Geschichte gestreift worden zu sein.

Selbstverständlich gibt es in einem Touristenzentrum, wie es Dubrovnik darstellt, auch jene Menschen, die von der Großzügigkeit, von der Dummheit, von der Sentimentalität oder von der Einsamkeit der Ferienreisenden leben. Sie verstehen es geschickt, sich den Touristen anzuschließen, und oft fällt es schwer, sie wieder abzuschütteln. Oft konnten wir einsame, nicht sehr ansehnliche, ältliche Mädchen aus Deutschland beobachten, die hoffnungsvoll mit einem dieser galanten Nichtstuer durch die Straßen wandelten, die in Tanzrestaurants saßen, den teuersten Wein tranken und von ihrem gesparten Fergiengeld hohe Rechnungen bezahlten, ohne mit der Wimper zu zucken, nur darauf bedacht, den fragwürdigen Verehrer zu fesseln.

Aber auch andere Methoden, an ein gutes Abendessen und an etliche Liter Wein kostenlos zu gelangen, sind, wie wir erfuhren, im Schwange. – In einer alten Weinkeipe sprach uns ein Mann an, der sich Gabriel nannte. Sein Deutsch war fast perfekt, doch fiel uns schnell auf, daß es von Vokabeln durchsetzt war, die vor 20 Jahren Mode waren: Gabriel sprach die deutsche Soldatensprache, rau, skurril, vulgär. Er hatte sich an unseren Tisch gesetzt, und nach dem zehnten Glas Wein gestand er uns – nicht ohne Stolz –, in der deutschen Wehrmacht gedient zu haben. Als wir diese Eröffnung ohne Begeisterung aufnahmen, glaubte er wohl, seinen Trumpf ausspielen zu müssen, denn er sagte: „Habe viele Polen in Warschau abgeknallt, während des Aufstandes, wissen Sie!“

Wir blickten diesen Mann namens Gabriel verwirrt an. Wir kennen Warschaus blutige Geschichte, haben viele Freunde dort, die an dem Aufstand teilgenommen haben, und nun saß jemand vor uns, der sich des Mordes rühmte!

„Warum erzählen Sie uns das?“ fragte meine Frau.

„Na“, sagte Gabriel heiter lächelnd, „das hört ihr Deutschen doch gern! Noch gestern habe ich mit einem Hauptmann über den Krieg gesprochen. Er hat mich Kamerad genannt!“

Wir verabschiedeten uns von Gabriel, ehe er auch mich für seinen Kameraden hielt.

Da war unsere Begegnung mit der deutschen Rosemarie aus Oelde und dem Maler Sado aus Dubrovnik schon erfreulicher. Oft haben wir uns gefragt, warum wir im Ausland so selten jene hübschen deutschen Mädchen treffen, die unsere Straßen doch in erfreulicher Anzahl bevölkern. Rosemarie war nun endlich eine gute Vertreterin unseres Landes. 18 Jahre jung, schwarzhaarig, von katzenhafter Geschmeidigkeit wurde sie offensichtlich vom hochgewachsenen Sado geliebt. Beide boten den Anblick eines harmlosen Ferienflirts. – Nachdem Rosemarie abgereist war, gestand uns Sado, er finde die deutschen Mädchen viel bezaubernder als die jugoslawischen. Meinen Einspruch, der zwar auf eingehender, aber selbstverständlich platonischer Beobachtung beruhte, ließ Sado nicht gelten. Ich könne das eben nicht beurteilen, bedeutete er mir mit der Überlegenheit eines Kenners.

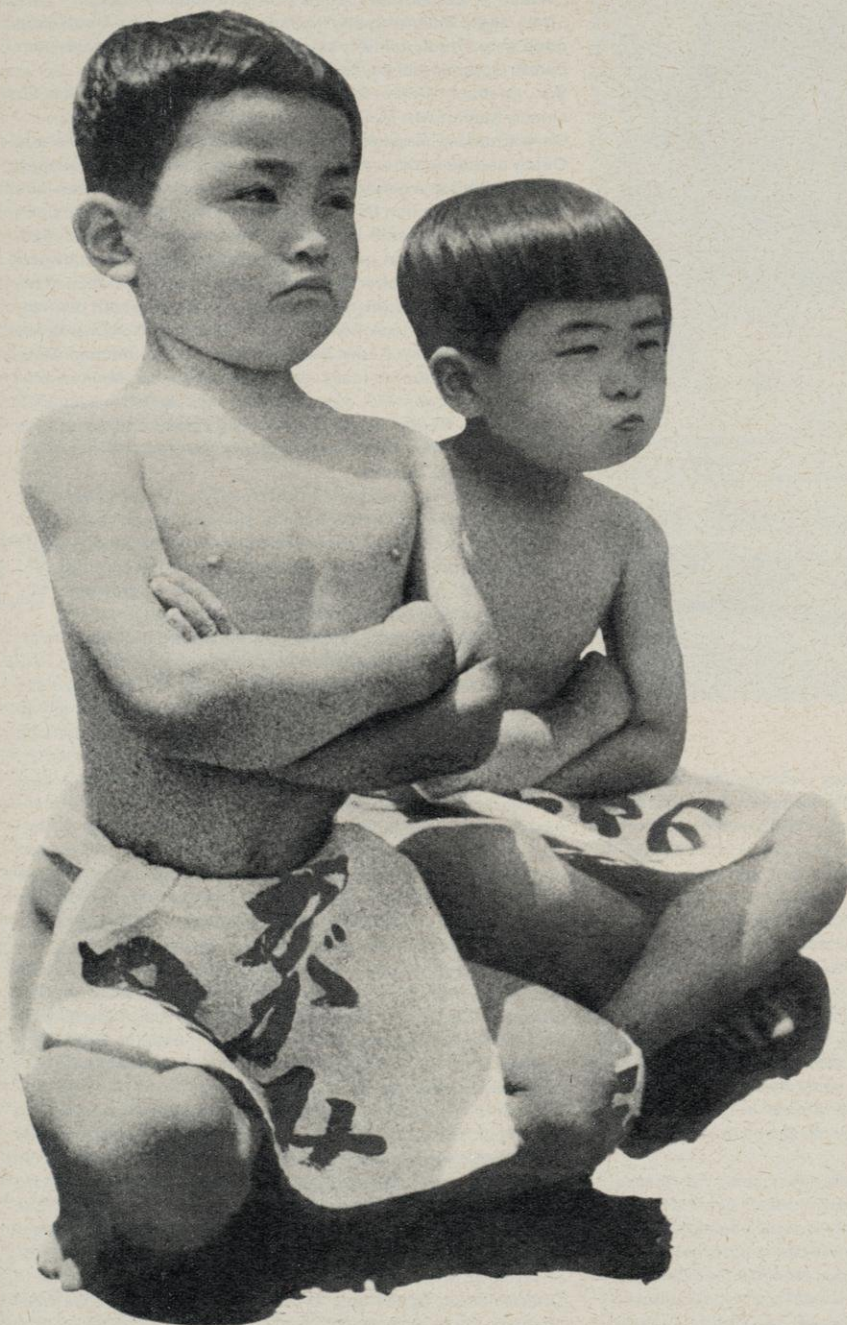
Wir saßen im Stadtcafé und blickten auf den kleinen Hafen von Dubrovnik. Eine schlechte Kapelle spielte Wiener Walzer und italienische Schlager. Die Attraktion war eine Stehgeigerin. Das Publikum tanzte, und Sado sagte in verliebter Versonnenheit: „Rosemarie wollte immer tanzen, immer. Sie tanzt viel besser als alle Mädchen, die ich hier kenne.“

Es sei gestanden: wir waren direkt ein wenig stolz auf Rosemarie aus Oelde in Westfalen!

Am nächsten Morgen besuchten wir Dubrovniks 600 Jahre alte Synagoge. Nach den Synagogen in Worms und in Prag ist sie die älteste in Europa. Emilio Tolentino, der blasse, zierliche Rabbiner, empfing uns reserviert in seinem Büro. Er nickte nur, als wir unseren Wunsch vortrugen, und führte uns in den dritten Stock eines alten Hauses, das in der ehemaligen Judengasse steht. Dort sahen wir den kleinen, wohlgepflegten Betesaal. Nach und nach begann Herr Tolentino zu erzählen: von den zweihundert Gemeindegliedern, die vor dem Krieg hier gebetet hatten, leben heute nur noch vier! Seit 600 Jahren sind aus seiner Familie alle Dubrovniker Rabbiner hervorgegangen; er, Emilio, ist der letzte, und er wird keinen Nachfolger mit Namen Tolentino haben. Schmerzlich wurden wir an den Roman des jungen französischen Schriftstellers Schwarz-Bart erinnert: „Der Letzte der Gerechten.“ Auch Herr Tolentino ist der letzte seiner Sippe. Wird je die Schuld unseres Volkes getilgt werden können?, so fragten wir uns, als wir wieder in der engen Gasse standen.

Im Hafen von Gruž (sprich Grusch), wenige Kilometer von Dubrovnik entfernt, lag unser Schiff, das uns in 24 Stunden nach Rijeka bringen sollte. Sado ließ es sich nicht nehmen, die Koffer in unsere Kabine zu tragen. Aus den Bordlautsprechern trällerte Caterina Valente. Im letzten Augenblick verließ Sado das Schiff. Langsam glittten wir aus dem von Bergen umgebenen Hafenbecken. Sado winkte, bis ein Karstfels ihn unseren Blicken entzog.

Dubrovnik lag hinter uns, Dubrovnik, ein europäisches Märchen.



Im Kindergarten Japans

Seeger-Reportage

Das japanische Schulsystem entspricht den strengsten Anforderungen. Vom Kindergarten ab über die niedere und höhere Volksschule bis zur Universität wird die japanische Jugend unablässig der turnerischen Leibeskultur zugeführt.

Die Freiluftübungen beginnen, wenn die Weidenbäume ihr zartes Grün zeigen, Kirsch- und Pfirsichblüten sich hervorwagen und die Bauern die weißen Wintersocken ausziehen und in Strohsandalen umhergehen.

Riesige Sportstadien werden überall errichtet. Neue wachsen aus dem Boden, die ein Fassungsvermögen bis zu 75 000 Zuschauer haben. Wäre nicht, unabhängig vom Wandel der Zeiten, das Turnen eine Tradition des Landes, so blieben diese ungeheueren Sportanlagen unbenützt. Aber die Erziehung ist einheitlich im ganzen Land.

Ein Kranz von Kinderfesten, die ganz und gar im Zeichen des Sports stehen, rankt sich um das ganze Jahr. Turnen ist eines der wichtigsten Unterrichtsfächer. Erst in der Schule lernen Buben und Mädchen sich richtig auszuüben. Und das eben beim Sport. Dabei wird ihre Begeisterung lebhaft und laut. Selbst die Mädchen vermögen, aus Anteilnahme an ihrer Mannschaft, ein kräftiges Freudengeschrei anzustimmen.

Die tägliche Gymnastik aber setzt sich das ganze weitere Leben fort, selbst auf den Bahnsteigen der Bahnhöfe, wo Nippons sportliche Söhne bei einem Zugaufenthalt in Hemdsärmeln Lockerungsübungen machen. Viele Gymnastiklehrer gehören daher zum besoldeten Bahnpersonal. Das alles ist nur möglich, weil Japans Sportjugend bereits im Kindergarten beginnt.

Unsere Bildserie zeigt, wie die Kleinsten in dem sogenannten Sumo, einer Judo-Art, geübt werden.





Hart ist der Kampf - wie bei den Großen

Erfrischung - nun kann der nächste Gegner kommen



Insel des Friedens

Herzlichen Dank, lieber „aufwärts“, für den Hinweis auf die „Kleine Insel in der Marne“. Dank um so mehr, weil jede Diskussion um ein solches Vorhaben nicht nur die Dinge in Fluß hält, sondern vor allem Auftrieb für die Beteiligten bedeutet.

30 neue Betten, je zwei übereinander, stehen bis jetzt zur Aufnahme junger deutscher Gewerkschafter, die mit französischen Kollegen sprechen und ihre Hauptstadt besichtigen wollen, zur Verfügung. Zehn dieser Betten hat die ÖTV gestiftet, einschließlich Laken und je zwei Decken. Für 2 DM täglich mit Garagen- und Küchenbenutzung gewährt Ernst Friedrich unseren Kolleginnen und Kollegen Unterkunft.

Eine Jugendgruppe der ÖTV hat bereits im Frühjahr freiwillige Aufbauarbeit geleistet. Eine Hamburger Jugendgruppe plant einen längeren Arbeitsaufenthalt für das Frühjahr 1962. Was fehlt, ist Material. Überall auf der Insel muß noch Hand angelegt werden, und dazu gehört - außer der Riesenportion Hingabe ein echtes Werk des Friedens ohne parteipolitischen Hintergrund - Geld!

Um die finanziellen Mittel für unseren Friedensfreund Ernst Friedrich zu beschaffen, wurde im November 1961 in Stuttgart die Deutsche Sektion der Gesellschaft der Freunde der Friedensinsel gegründet. Sie will mitwirken „an der Ausgestaltung der Friedensinsel zu einer internationalen Begegnungsstelle. Durch Bereitstellung von Unterkunft und Versammlungsraum soll insbesondere jungen Deutschen und Franzosen die Möglichkeit geboten werden, sich in gemeinsamen Zusammenkünften gegenseitig kennen und achten zu lernen“. Helft mit, Freunde! Der Jahresbeitrag zur Deutschen Sektion beträgt 10 DM, für Gruppen 50 DM, für in Ausbildung stehende Kolleginnen und Kollegen 5 DM. Und wer seinen Beitrag sofort entrichten will, tue dies an:

**Bank für Gemeinwirtschaft AG.,
Stuttgart-N**

**Hospitalstraße
Konto Nr. 662.**

Anfragen betreffend Quartierbestellung werden erbeten an:

**Gesellschaft der Freunde der Friedensinsel,
Deutsche Sektion,
Stuttgart-N, Rote Straße 2.**

Hans Trögel

Der Insel muß geholfen werden - weil wir damit den jungen Gewerkschaftern ein lohnendes, sinnvolles Urlaubsziel schaffen.

Kann die Gewerkschaftsjugend nicht eine Sonderbeitragsmarke „Insel des Friedens“ herausgeben? Eine 10-Pfennig-Marke tut niemandem weh, und ein guter Zweck wird erfüllt.

**Helga Mielau
(Druck und Papier)**

Die Idee mit der Insel ist prima. Wir sind zwar noch Lehrlinge, möchten aber trotzdem etwas dazutun. 5 DM wollen wir jeder geben. An wen schicken wir das Geld?

**Herbert Fürstenu
Friedhelm Fehrle
Inge Waldes
(Frankfurt/M.)**



Heute darf Ali etwas lernen

Ein Bericht aus Tunesien von Erika Donner

Raschid läuft zwischen den bunten Sonnenschirmen umher, die über die kleinen Tische des Cafés gespannt sind. Sein weißes Hemd ist zerschissen, seine Stimme, mit der er Zigaretten anbietet, ist heiser. Die Zigaretten, die er in einer angerissenen Packung in der Hand hält, verkauft er stückweise. An jeder verdient er ungefähr einen Pfennig. Raschid treibt seine armseligen Geschäfte nicht als einziger. In einiger Entfernung schiebt sich Achmed, ebenso ärmlich wie er, durch die Tische des Lokals und preist seine Zigaretten an.

Nicht alle, die obdachlos auf der Straße leben, verkaufen Zigaretten. Man kann auch Schuhe putzen oder Autobusbillets weiterverkaufen oder Jasminblüten anpreisen. Und wenn man gar nichts hat, bettelt man eben.

Noch vor wenigen Jahren führten Hunderte und Tausende tunesischer Kinder ein solches Leben. Sie wußten nicht, womit sie ihren Hunger stillen und wo sie nachts schlafen sollten. Sie hatten keine Eltern mehr, oder sie stammten aus einer jener zahlreichen Familien, die sich jedes Jahr um ein Kind vermehren. Wenn da zehn oder zwölf oder sechzehn hungrige Mäuler warteten, blieb den Ältesten nichts anderes übrig, als sich auf eigene Faust durchs Leben zu schlagen. Und so lebten sie auf der Straße.

Wie gesagt, noch vor wenigen Jahren war das so. Aber heute ist es ganz anders! Es begann in jenem harten Winter 1955/56, als sogar in Tunis Schnee fiel. Damals begannen vor allem tunesische Frauen, die hungernden und frierenden Kinder von den Straßen aufzusammeln. Sie brachten sie in Unterkünfte, wo sie zu essen bekamen, wo sie schlafen konnten und vor Kälte geschützt waren. Aber es waren so viele Kinder, denen geholfen werden mußte, daß die Frauen es nicht allein schafften, und so sprang der Staat ein und gründete nach und nach viele Dörfer, die der obdachlosen Jugend zur neuen Heimat wurden. Diese Kinder stehen nun unter der besonderen Obhut des Präsidenten Bourguiba und tragen seinen Namen: „Kinder Bourguibas“.

Die „Kinder Bourguibas“ wohnen in kleinen Häuschen, wo sie wie in einer Familie leben mit einem „Vater“ oder einem jungen Ehepaar, das Elternstelle bei ihnen vertritt. Sie erhalten eine sorgfältige Schulbildung, die Begabten unter ihnen kommen auf die Oberschule, und

alle erlernen einen Beruf. Erst wenn ihre Ausbildung beendet ist, also im Alter von etwa 20 Jahren, verlassen sie das Kinderdorf, das aber auch später ihre Heimat bleibt und sie unterstützt und berät.

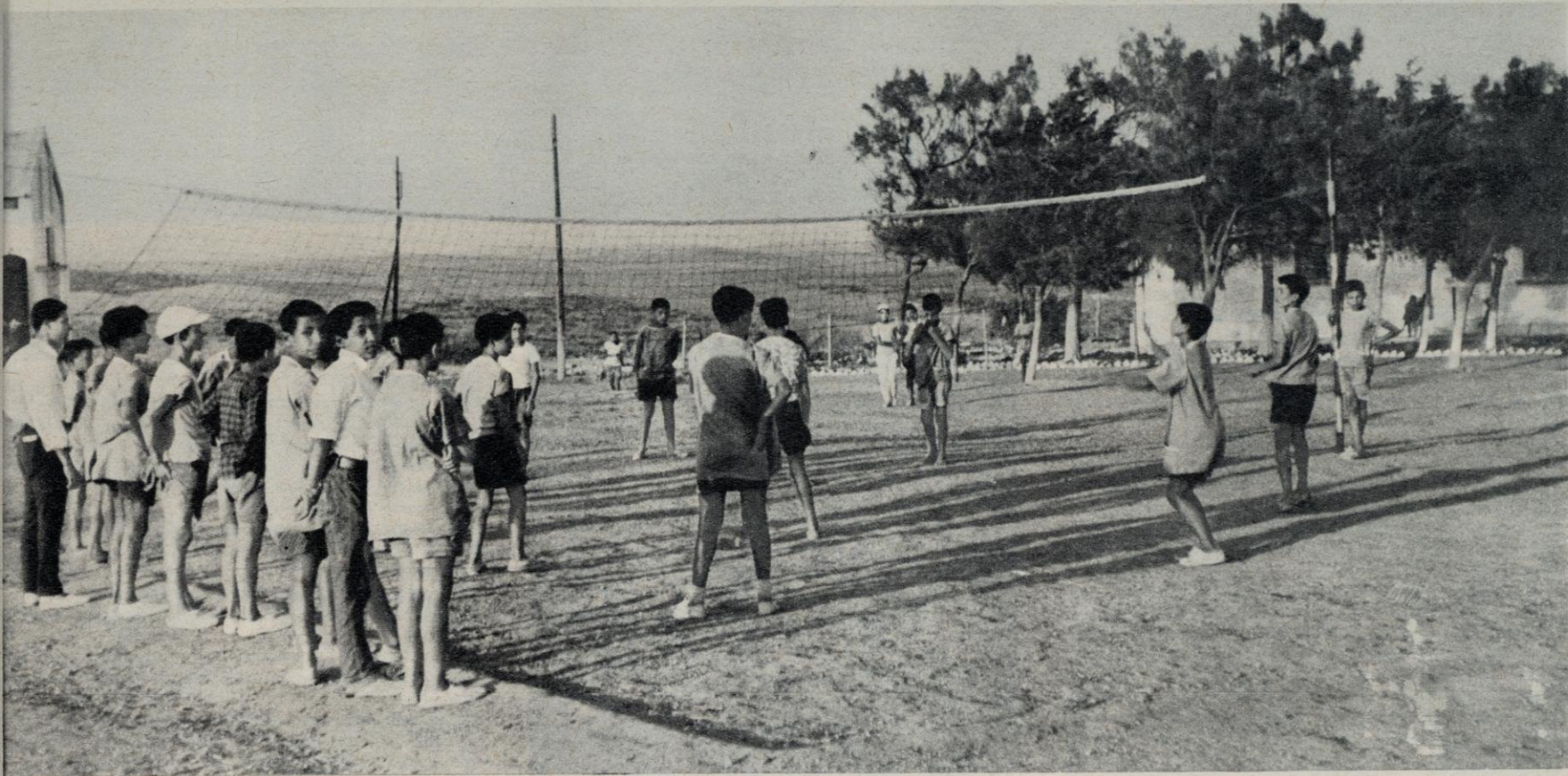
Die Leiter und Leiterinnen dieser Kinderdörfer sind Menschen, die völlig in ihrer Aufgabe aufgehen, die all ihre Kraft und auch ihre privaten Geldmittel hergeben, um den vielen heimatlosen Kindern ein neues, besseres Leben zu ermöglichen.

„Für uns“, sagte mir einer von ihnen, „ist ein Kind ein Bürger, es hat ein Recht zu leben, es ist kein Hund, sondern ein Tunesier. Wenn man sich nicht um es kümmert, so macht man einen schlechten Menschen aus ihm. Man muß es ernähren, man kann es doch nicht einfach sterben lassen. Deshalb nehmen wir alle auf, die kommen und die uns nötig haben. Und es sind viele! Wir wissen kaum, wie wir sie unterbringen sollen. Aber lieber nehme ich doch die Überfüllung hier in Kauf, als daß ich die Kinder auf der Straße sehe! Bei uns wird ein Kind ernährt, es kann schlafen, es geht zur Schule. Auf der Straße hat es alles das nicht. Selbst wenn ich nicht genug Hilfskräfte habe, kann ich sie nicht auf die Straße zurückschicken. Das wäre ja, als wollte ich meine eigenen Kinder wegschicken!“

Tunesien ist trotz seiner Armut und seiner Schwierigkeiten ein glückliches Land, denn es hat viele Menschen, die so denken, die sich ebenso einsetzen und die auch bereit sind, persönliche Opfer zu bringen, damit die Armut und das Elend im Lande beseitigt werden.

Und die Kinder? Sie sind fröhlich und gesund. Sie treiben Sport, sie haben ihren kleinen Garten vor dem Haus, den sie in Ordnung halten, in dem sie Blumen und Gemüse anbauen. Sie spielen in ihrer Freizeit Theater, sie basteln, malen und machen Musik.

Und sie arbeiten mit Begeisterung in den Lehrwerkstätten – als Tischler, als Schmiede, Klempner, Elektriker, Monteure, Kesselschmiede und Schlosser, auch als Bäcker oder Schuhmacher. In einer der Lehrwerkstätten, wo Bohrmaschinen und Drehbänke und ein Schraubstock neben dem anderen standen, sah ich Plakate, auf denen zu lesen war: „Die verlorene Zeit wird niemals wieder eingeholt“, oder: „Jedes Werkzeug an seinen Platz, jedem Werkzeug seinen Platz“ und: „Arbeit ohne Sorgfalt ist vergebens“.



Sport gehört zur Erziehung

Und die Kinder lernen von klein auf, was es heißt, ein Staatsbürger zu sein. Es gibt Dörfer, in denen die jugendlichen Bewohner eine eigene Zeitung machen, einen Gemeinderat haben und ein kleines Gericht für die geringfügigen Strafen. Sie lernen alle die modernen Dinge, ohne deren Kenntnis man sich in unserem Jahrhundert nicht mehr zurechtfindet.

„Aber all das ist nicht so einfach, wie es aussieht“, sagte mir der Leiter, „die Kinder, die da ins Dorf kommen, sind beladen mit Hemmungen und schlechten Gewohnheiten. Erst nach und nach müssen sie die Lasten ihrer elenden Vergangenheit abwerfen. Vielen fällt es schwer, auf die ungebundene Freiheit zu verzichten und sich an eine gewisse Disziplin zu gewöhnen. Das Leben in dem Kinderdorf ist etwas völlig Neues, das zunächst einen Schock auslöst. Aber die Umstellung, diese völlige und radikale Umstellung ihrer Gewohnheiten muß sein. Was ihnen die Sache erleichtert, ist der große Lerneifer, mit dem sie an die neuen Dinge herangehen. Wir zeigen ihnen übrigens keinen Luxus, sondern nur das, was sie später draußen im Leben auch haben können.“ Und er fügte lächelnd hinzu: „Auch der Knabe lernt all das, was man bisher glaubte, den Frauen überlassen zu können, z. B. Geschirrspülen oder das Zimmer in Ordnung halten.“

In den Ferien besuchen die Kinder, wenn sie wollen, ihre Familie oder sie kommen in eine der vielen Ferienkolonien an der See, wo sie unter der Obhut von jungen Lehrern und Studenten eine vergnügte Zeit verbringen. Sie spielen und basteln, und sie treiben Sport, alle lernen Schwimmen, und unmerklich bringt man ihnen auch dort die Dinge bei, die sie für ihr Leben brauchen: Hygiene, Sauberkeit, Ordnung. In einer dieser Ferienkolonien fand ich das „Gesetz des Hauses“ an der Wand. Es hieß: „Ordnung, gegenseitige Achtung, Sauberkeit, Gehorsam, Respektierung der Gruppe, die die Verantwortung für das Haus hat.“

Nicht alle „Kinder Bourguibas“ sind Knaben. Einige Heime gibt es auch für Mädchen. Auch sie gehen in die Schule und lernen ein Handwerk: Nähen, Weben, Sticken. Sie tragen unterschiedliche Kleidung, keine einheitliche „Anstaltsuniform“, sehr hübsche, nach Anleitung selbstgenähte Kleider, und überall im Hause spürt man das Bemühen, die Räume freundlich, behaglich zu machen, obgleich die Mittel karg sind, viel zu karg für die vielen Pläne, die die Mädchen und ihre Leiterinnen haben.

Und die ganz Kleinen? Die Säuglinge, deren Mütter bei der Geburt im Krankenhaus gestorben sind, die armen Wesen, die man irgendwo aussetzte, in der Hoffnung, daß sich schon jemand ihrer annimmt? Auch sie finden heute eine Heimat in einem der Säuglingsheime, wo sie nach modernsten Methoden aufgezogen und regelrecht verwöhnt werden. Lange bleiben sie dort allerdings meist nicht. Immer wieder kommen Anfragen von tunesischen Familien, die eines von ihnen an Kindes Statt annehmen, adoptieren wollen. Erst seit 1958 gibt es die Möglichkeit einer gesetzlichen Adoption, und es wird streng darauf geachtet, daß das Kind auch angemessen versorgt und erzogen wird.

„Und woher kommt all das Geld, das hier gebraucht wird?“ Diese Frage stellte ich immer wieder. „Aus privaten Spenden und aus Zuschüssen der Behörden“, antwortete mir die junge Leiterin in einem der Säuglingsheime. Und in einem der Dörfer für größere Kinder hörte ich: „Jeder tunesische Beamte zahlt einen Teil seiner Kinderbeihilfe in einen Fonds, der für die ‚Kinder Bourguibas‘ bestimmt ist.“ Und mein Gesprächspartner fuhr fort: „Wir warten also nicht, bis Hilfe von draußen kommt, sondern bemühen uns selbst. Will uns das Ausland allerdings helfen, dann nehmen wir diese Hilfe sehr dankbar an.“ Auch der große tunesische Frauenverband, dessen Werk vor allem die Heime für Mädchen sind, unterstützt laufend die Kinderdörfer, die Ferienkolonien und versorgt Kinder mit Kleidung.

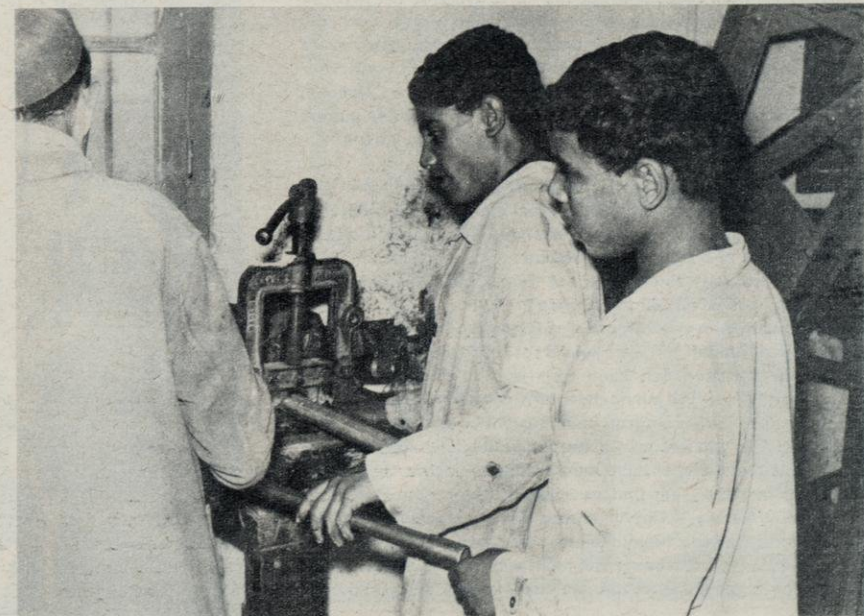
Wie kein anderes Land hat Tunesien es in kurzer Zeit fertiggebracht, seine obdachlosen Jugendlichen in ein neues Leben zu führen – ohne militärischen Zwang, ohne Anstaltsatmosphäre, in ein Leben voller Fröhlichkeit, mit Bildung und Ausbildung. Diese Tat wird sich in der Zukunft des jungen Staates wohlthuend bemerkbar machen, wenn einmal diese Jugendlichen, deren man sich heute annimmt, die Geschicke des Landes in der Hand haben werden. Dann werden das Menschen sein, die nicht mit dem bitteren Gefühl der Zurücksetzung auf die übrige Welt schauen, sondern sich als gleichberechtigte Partner fühlen.

Fotos: Erika Donner



Gartenarbeit im Kinderdorf Mellegue

Angehende Techniker in der Lehrwerkstatt



Die gute Nummer

Von Elizabeth Lyttleton und Herbert Sturz

Illustrationen: Willi Dirx

Die Lotteriezählung fand statt, und bald hörte man den Ruf: „La lotteria ha tocado en el pueblo! Ein Gewinnanteil bei der Lotterie ist aufs Dorf gefallen!“

Die Leute liefen von Haus zu Haus, außer sich vor Freude. Der dritte Haupttreffer fiel auf Maria Luisas Los mit einem Gewinn von 150000 Peseten – etwa 15000 Mark –, die unter den glücklichen Gewinnern aufzuteilen waren. Es war wahrhaft eine gute Nummer.

Es gibt kaum einen armen Menschen in Spanien, der nicht davon geträumt hat, in der Lotterie zu gewinnen und das Elend des Lebens gegen einige seiner Freuden zu vertauschen, sich ein kleines Geschäft zu kaufen und anständig zu leben, endlich instande, an etwas anderes zu denken als ewig an seinen Bauch.

Wer hatte gewonnen? Es dauerte nicht lange, so verbreitete sich die Nachricht: ein Friseur mit einem armseligen Laden im Westviertel. Einer der mehlerstaubten Arbeitssklaven in der Großbäckerei. Der Holzkohlenverkäufer – er legte die Arme um seinen Esel und heulte wie ein kleines Kind.

Dreißig Frauen vom Fischversand hatten gemeinsam einen Losanteil gekauft. Jede gewann fünfhundert Peseten – Gummisandalen und Stoff, um neue Kleider für sich und ihre Kinder zu machen, Hosen für ihre Männer, und ein wenig Kleingeld, um es auf dem Jahrmarkt zu verpulvern.

Don Luciano Pasamonte hatte zwei Anteile gekauft: 30000 Peseten. Nachdem er die Stammgäste in der Königinbar freigehalten und aufs Wohl der Glücksgöttin getrunken hatte, deren freundliche Hände ihn gestreichelt hatten, reiste er nach Malaga, um seinen unerwarteten Glücksfall mit den Mädchen im Haus der Gefallenen Engel gebührend zu feiern.

Von den fünfzehn Peseten in Carlos Tasche hatte jede einen Tausender geboren. Carlos fühlte sich wie ein zweiter Pizarro, mit allen Schätzen der Inkas in seiner schwieligen Hand. War nicht Pizarro ein Schweinehirt gewesen?

Nun, Carlos war ein Fischer. Er würde seinen neugefundenen Schatz wie ein echter Sohn des Meeres verwenden. Er wollte sich ein Boot und ein Netz kaufen.

Träume, die unter dem Absatz seiner Lebensumstände zertraten waren, erwachten zu neuem Leben. Seine Bemühungen, sich Bildung anzueignen, sein Sichanklammern an einflussreiche Freunde, die moralischen Fußtritte, die er Mari Sol versetzt hatte, erkannte er nun als das, was sie waren: jammervolle Versuche, aus dem Abgrund herauszuklettern.

Würde er in diesem kritischen Augenblick Mari Sol noch den Hof gemacht haben, so hätte er sich Hals über Kopf in die Heirat gestürzt. Jetzt aber konnte er wie von einer höheren Warte aus das elende Ende dieser Geschichte übersehen. Er bemitleidete das Mädchen und dankte seinen guten Sternen, daß er der Plackerei einer Ehe mit ihr entgangen war.

Beschwingt von Freude und in Besorgnis, er könnte eine Dummheit begehen, beeilte sich Carlos, sein kleines Vermögen in der Postsparkasse zu deponieren. Sein Freund Pedro war blaß vor Neid. Als er jedoch das Geld ins Safe wegschloß, zwang sich der Postangestellte zu einem Lächeln. „Gratuliere, Carlos. Was wirst du mit dem Geld anfangen?“ „Ich werde mir ein Boot und ein Netz kaufen. Fischen ist schließlich kein schlechtes Geschäft.“

Es gab immer jemand, der sein Boot verkaufen wollte. Carlos fand einen alten Fischer in Rincon de la Victoria, der sich für seinen Lebensabend aufs Land zurückziehen wollte. „Ich bin der Ewigkeit zu nah, um dich anzulügen, mein Junge“, sagte er. „Es steckt nicht viel Verdienst in dem Geschäft.“

Aber Carlos ließ sich nicht abschrecken, den alten Mann in der nächsten Woche in La Farola zu treffen. Zusammen gingen sie aufs Polizeibüro, um den Verkauf eintragen zu lassen.

Als Carlos aus dem Büro herauskam, war er nicht mehr derselbe. Das Scheitern seiner Pläne und die Erbitterung darüber drückten ihn nieder wie ein erstickender Nebel. Durch diesen Nebel tappte er langsam nach Hause.

Josefa Oliva warf einen Blick auf ihren Sohn und rief: „Ah, Dios mio, was ist mit dir los, Carlos?“

„Ich bin der Sohn von Feinden des Regimes. Das ist in meinen Papieren vermerkt. Ich darf kein Boot besitzen. Ich darf auch kein Netz besitzen. Ich kann überhaupt nichts besitzen. O mein Gott! Wozu soll ich noch leben? Ich kann mich ebensogut umbringen.“ Carlos vergrub sein Gesicht in den Händen.

„Oh, oh! Eher bin ich es, die sterben sollte. Sieh nur, welches Elend ich über dich gebracht habe“, stöhnte Josefa. Sie stopfte ein paar Schätze – ein Bild von Carlos' Vater, eine Photographie von Pastora in ihrem ersten Kommunionkleid und ein paar wertgehaltene Kleinigkeiten – in einen Beutel und ging hinaus aufs Feld. Sie beschloß, nicht mehr heimzukehren, sondern sich unter die Olivenbäume zu legen, bis der Tod sie erlöste.



Pastora suchte nach ihr auf den Feldern. Lazaro begleitete sie mit einer Laterne. Nach Mitternacht fanden sie die alte Frau wehklagend wie ein verirrtes Kind. Mit Mühe gelang es ihnen, sie zur Heimkehr zu überreden.

Pedros Edelmut

Pedro erbot sich, das Boot auf seinen Namen zu kaufen. „Der wirkliche Besitzer bleibst du, ich bin nur das ehrbare Aushängeschild. Den Verdienst steckst du ein, Carlos.“

„Aber du mußt einen Teil davon annehmen, Pedro. Du sollst für diese edle Tat belohnt werden.“

„Gott wird mich belohnen.“

„Nein, bei einem solchen Abkommen solltest du Teilhaber werden. Ich werde der Boß der Fischermansschaft sein. Ich werde alles in die Hand nehmen. Und du nimmst einen Viertelanteil dafür, daß du deinen Namen hergibst.“

Schließlich überredete er Pedro, einen Achtelanteil anzunehmen.

Später an diesem Tag erblickte Carlos, als er in Richtung auf die Fischversandhalle zuing, Matias Parras bei der Arbeit an einem Netz.

Dunkelbraun und scharf nach Holzteer, Salzwasser und Fisch riechend, lag das große Netz ausgebreitet auf dem Sand. Matias saß darauf, die Beine von sich gestreckt, und gebrauchte fleißig seine hölzerne Nadel.

Gewöhnlich ging Carlos dem ehemaligen Bürgermeister aus dem Weg, aber heute, im Überschwang des guten Willens, blieb er stehen und ließ sich von dem bestrickenden Anblick des Netzflickens gefangennehmen.

Matias hatte sein Hemd ausgezogen und saß in Hose, Baskenmütze und Leinenschuhen da. Die Sonne brannte auf seine breite, feste Brust und sein tiefgebräuntes Gesicht herunter. Von Zeit zu Zeit schob Matias seinen Körper vor, um sich über einen neuen Riß zu beugen, wobei er Hände, Fersen und Hüften zu Hilfe nahm, um den langen Rissen und den vom Meerwasser zernagten Maschen zu folgen, ohne dabei aufstehen zu müssen.

Matias neigte nicht dazu, bei einer Arbeit nicht ganz bei der Sache zu sein. Dieser Mann, der einst die umfassendste Bibliothek von La Farola besessen hatte, dessen Geist sowohl die Grenzen seiner kleinen Welt als auch die Geschichte, die Gesetze und die Probleme seines Volkes kannte – dieser Mann verstand es, sich vollständig dem Knüpfen oder Ausbessern eines Fischernetzes zu widmen.

Matias arbeitete mit Stolz, Vergnügen und jener Hingabe, die beim Zuschauer Gefallen und Bewunderung erregte. „Das Netz ist wie eine Gitarre“, sagte er einmal zu Carlos. Von Zeit zu Zeit hob er in immer gleichbleibenden Abständen die Hand und wischte eine Träne weg.

Matias weinte nicht aus Selbstbemitleidung, auch nicht wegen eines bewußten oder unbewußten Kummers. Diese Tränen fielen immer aus demselben Auge, und zwar nur aus einem.

Als kleines Kind war Carlos von der Frau und den Töchtern des ehemaligen Bürgermeisters ins Haus genommen und zusammen mit Pastora von ihnen ernährt und gekleidet worden, während seine Mutter im Gefängnis war. Wenn Matias heimkam, hatte er den Jungen im Lesen und Schreiben unterrichtet. „Warum weinst du?“ hatte Carlos einmal gefragt.

„Kümmere dich nicht um diese Tränen“, gab Matias zur Antwort. „Mein rechtes Auge trânt ständig. Die Ärzte sagten mir, daß sie es heilen könnten, aber mir macht es nichts aus, mit einem Auge zu weinen. Auch mein Vater hatte diese Tränen. Sie sind das einzige Erbe, das er mir hinterlassen hat.“

Matias war sein erster Lehrer gewesen, und Carlos hatte ihn geliebt – bis ihm Pedro Arribas die Augen über die Tücke des alten Mannes geöffnet hatte. Aber noch immer schlummerte Zuneigung in der Brust des Jungen, und jetzt, da sein Glück geschmiedet war und sich ihm die Möglichkeit bot, sein Leben nach seinen Wünschen zu gestalten, erwachte seine frühere Liebe. Er hielt es jedoch für klüger, sie zu ersticken, und wollte gerade weitergehen, als Matias plötzlich aufblickte und rief:

„Carlos, wie geht's?“

„Gut. Und dir? Was gibt es Neues, Matias?“

„Pues, nada. Ich flicke Camachos Netz.“

„Taugt es etwas?“

„Ja – aber erst wenn ich jede Masche erneuert habe.“

Carlos trat näher und stand linkisch und verlegen da. Sein Benehmen drückte deutlich sein Widerstreben aus, überhaupt hier zu sein.

„Wie geht's deiner Mutter, Carlos?“ erkundigte sich der Netzflicker.

„So wie immer.“

„Arbeitet sie?“

„Ja, immer an der Arbeit.“

„Für Moreno?“

„Ja, für Moreno.“

Matias lachte in sich hinein. „Sie ist unverwüßlich, diese Josefa. Sie macht weiter, und ihre Finger sind geschickt. Das Alter braucht kein Schreckgespenst zu sein – vorausgesetzt,

tete sie
te Frau

en.

n. „Der
e Aus-

u sollst

ilhaber
ein. Ich
Viertel-

zuneh-

ng auf
beit anFisch
Sand.
nd ge-er aus
illens,
nblickasken-
seine
unter.
h über
Hüf-
Meer-
teherei der
te Bi-
l die
e Ge-
Mann
esserne, die
„Das
n Zeit
Handregen
rären
em.
htern
d zu-
rden,
heim-
chtet.Ant-
n mir,
mit
inen.e ihn
des
herte
Glück
eben
here
ollte
rief:Be-
haupt

etz-

Jo-
Das
etzt,

daß sich kein Rheumatismus einstellt.“ Matias warf einen zufriedenen Blick auf seine Hände.

„Nun, ich muß weiter“, sagte Carlos.

Matias sah ihn mit einem klugen, offenen Blick an, der sehr im Gegensatz zu der versteckten Feindseligkeit stand, die sich auf dem Gesicht des jungen Mannes ausdrückte.

„Warum kommst du nicht zu uns ins Haus, Carlos? Es ist an der Zeit, daß wir wieder einmal wie früher zusammen plaudern. Erinnerst du dich noch, wie wir die Rundfunksendungen anhörten und die Dinge diskutierten? Das war ein Mordsspaß, was?“

„Bestimmt, Matias, ich komme. Ich komme bald.“

„Wie wär's mit heute abend?“

„Heute abend kann ich nicht.“

„Wie wär's dann mit morgen?“

Carlos schüttelte ungeduldig den Kopf. „Ich muß mich meinem Studium widmen. Wie du weißt, studiere ich an den Abenden.“

„Mit Pedro Arribas?“

Der trotzigte Ausdruck in Carlos' Gesicht vertiefte sich.

„Ja.“

Matias schüttelte den Kopf. „Das gefällt mir nicht, Carlos.“

Carlos machte eine rasche Gebärde, als wollte er sagen, das habe ich auch nicht von dir erwartet.

„Zweifelloos kann Pedro Arribas dir helfen, ein Bakkalaureus zu werden, Carlos. Das könnte auch ich. Aber deine und meine Leute hatten nie etwas mit diesen Señores von der Falange zu tun.“ Als Carlos stumm blieb, fuhr Matias fort: „Du solltest wissen, ohne daß ich es dir zu sagen brauche: diese Señores sind die Wachhunde eines verrotteten Systems und einer verrotteten Klasse. Du solltest es besser wissen, als ihnen zu trauen.“ Er warf Carlos einen scharfen Blick zu: „Du willst Pedro Arribas dein Boot und Netz auf seinen Namen kaufen lassen, stimmt das?“

„Woher weißt du das?“ fragte Carlos auffahrend.

„Von Fulano“, antwortete Matias ruhig. „Von irgendwem. Kümmere dich nicht darum, wie ich es erfahren habe. Die Tatsache, daß ich es weiß, beweist, daß du dich mit einer Meute von Hunden einläßt, denen man nicht trauen darf. Komm heute abend zu mir ins Haus, und wir werden die Sache besprechen. Ich habe Erfahrung in solchen Dingen gesammelt. Acht Jahre lang habe ich unter Aufsicht der Polizei gelebt. Ich sollte ein paar Kniffe kennen.“

Aber Carlos ließ sich nicht beeinflussen. Die Unterhaltung endete in einem bitteren Ton, da Carlos das Temperament durchging.

„Du bist eifersüchtig, Matias. Du erwartest, daß ich dich bei jeder Kleinigkeit um Rat frage. Ich bin nicht dein Sohn.“

„Ich habe oft an dich als an einen solchen gedacht“, antwortete Matias ruhig. „Gott hat mir nie einen eigenen Sohn geschenkt.“

„Warum klammerst du dich an mich? Du bist ganz wie Mama. Warum kannst du mich nicht in Ruhe lassen? Ihr lebt beide in der Vergangenheit. Ich will euch nicht wie einen Stein am Hals hängen haben.“

Zutiefst getroffen, brauste nun Matias seinerseits auf: „Du bist ein verdammter Narr, Carlos. Mach nur weiter mit diesen Señores von der Falange, und du wirst es bereuen. Wenn sie dich nicht übers Ohr hauen, wirst du wie sie werden. Sag mir, mit wem du umgehst, so sage ich dir, wer du bist.“

„Du und deine Sprichwörter!“

„Schon gut. Meine Sprichwörter gefallen dir nicht. Hab keine Angst. Du wirst mich nicht wie einen Stein an deinem Hals hängen finden.“

Carlos setzte seinen Weg fort und überließ es Matias, sich Vorwürfe zu machen, daß ihm die Geduld gerissen war. Das war immer ein Fehler von Matias – seine Hitzköpfigkeit und sein Stolz. Aber er mochte den Jungen gern, hatte ihn zu warnen versucht, und Carlos hatte ihn zurückgestoßen. Automatisch hob er die Hand und wischte die Träne aus dem Auge. Dann, von einem plötzlichen Gedanken betroffen, lächelte er. „Diese Tränen sind eine bequeme Einrichtung. Ich weine über mich. Ich weine über Spanien.“

Carlos übergab Pedro das Geld, und Pedro kaufte das Boot und ließ es auf seinen Namen eintragen. Auf ähnliche Art und Weise erwarben sie ein Netz. Schließlich war alles bereit. Carlos stand an diesem Morgen auf und ging durchs Dorf als der Besitzer eines Bootes und eines Netzes. Carlos Capote, Besitzer der Esperanza. Jahrelang hatte das Boot Sin Esperanza – ohne Hoffnung – geheißen, aber der optimistische Carlos hatte den düsteren Teil des Namens übermalt.

Es war Juni und das Wetter beständig. Das Gras, ein Kind des Winterregens, war vertrocknet und vergilbt und rächte sich nun an der trockenen Jahreszeit durch nadelscharfe Halme.

Fortsetzung auf Seite 20





Illustration: Will Dix

Carlos ging vorsichtig. Seine neue Würde erlaubte ihm, die Annehmlichkeit seiner Barfußigkeit zu genießen – ein Bootsbesitzer geht barfuß aus freier Wahl und nicht aus Notwendigkeit.

Die Berge, kahl und dunkel, schimmerten wie schweres Metall, das von den Göttern der Unterwelt emporgeschleudert zu sein schien. Carlos kamen sie wie die Mauern eines großen einsamen Palastes vor, der kein anderes Dach brauchte als den Himmel.

Das Dorf erwachte mit seinen Geräuschen – dem Gebimmel des Glöckchens des Holzkohlenverkäufers, dem Gemecker der Ziegen, die vor der Tür gemolken wurden, dem Rumpeln der hochräderigen Karren und dem Rufen der Obstverkäufer, welche Kirschen, Aprikosen, Pflaumen und die ersten schwarzen Feigen des Sommers anboten.

Diese Gesichte und Geräusche, so alltäglich, daß er sie gewöhnlich nicht wahrnahm, machten ihm an diesem besonderen Morgen das Herz froh.

Frauen kamen heraus und sprengten Wasser auf den Staub vor ihren Häusern. Carlos bemerkte, daß einige von ihnen bezaubernd waren. Da sie ihn an Mari Sol und die schmerzliche Sehnsucht erinnerten, die eine Leere in ihm zurückgelassen hatte, wandte er die Augen ab – nur um denen der ermatteten Ziegen zu begegnen, die sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit hinlegten.

Er ging hinunter zum Strand. Der Augenblick war gekommen. Die Mannschaft wartete. Auf den untergeschobenen gespaltenen Scheiben von Kaktusblättern glitt Carlos' Boot in das saphirblaue, von azur- und perlmutterfarbenen Streifen geriefelte Meer.

„Wir stechen mit Gott in See!“ rief Carlos und sprang ins Hinterschiff.

Es war Carlos, der die Leine gab und die Fässer bereit machte, Carlos, der das Schleppnetz auswarf und dabei murmelte: „Geh mit Gott!“ Und Carlos war's, der die Ruder antrieb, der als erster bei dem vollen Netz Hand anlegte, mit den Käufern feilschte und das Geld verteilte.

Carlos war es auch, der Tribut zahlte, wenn die Landhaie – Polizisten und Fischereiaufseher – kamen, um ihren Bissen zu holen.

Carlos war ganz erfüllt von dem Triumph der Stunde. Er bemerkte nicht, wie Ramon Campanos Augen jeder seiner Bewegungen folgten und wie arglistig und boshaft diese Augen dreinblickten.

Carlos' Glücksgefühl wurde kaum dadurch geschmälert, daß das Boot nicht ihm gehörte, sondern daß es Pedro war, der beglückwünscht und dem mit süßem Malagawein zugetrunken wurde.

Pedro gab den Dorfbewohnern zu verstehen, daß er zu ein wenig Geld gekommen sei und es in ein Unternehmen hineingesteckt habe, das ein wenn auch bescheidenes Einkommen abwarf.

„Ich liebe das Meer“, sagte er. „Das nächste Mal kaufe ich mir ein richtiges Sardinen-Fangschiff mit Motorantrieb und Karbidlampen.“

Weder die Polizei noch die Fischereigenossenschaft zeigte Interesse an Pedros neuem Unternehmen. Auch kümmerte sich niemand darum, daß er Carlos' Strohhalm war.

Aber Ramon Campano grübelte über die von Carlos und Pedro erdachte Kriegslist nach, und jeden Tag ärgerte er sich aufs neue darüber. Der Fischereiaufseher verdiente ein Gehalt von vierhundert Peseten – fünfzig Mark im Monat. In Spanien, wo die Lebensunterhaltskosten niedriger sind als in anderen westlichen Ländern, in einem Land, in dem Frischgemüse und Wein im Überfluß vorhanden und billig sind, bestand Ramons Ernährung während der Hälfte des Jahres aus Brot und Kartoffeln, Zwiebeln und grünen Pfefferschoten, wenn ihre Reifezeit gekommen war und sie billig waren, sowie aus Fischen, die er den Fischern abgenommen hatte. Zwei Pfund Brot kosteten Ramon ein wenig mehr als zwei Drittel seines Tagesverdienstes. Hätte er je Fleisch gegessen, was er nicht tat, so hätte ihn ein Pfund Kalbfleisch den Verdienst von zwei Tagen gekostet. Hätte er Kaffee getrunken, was er gleichfalls nicht tat, so hätte er für ein Pfund Kaffee etwas mehr als einen Wochenverdienst aufwenden müssen. Anders als die Fischer mußte Ramon sich in seiner Kleidung den Maßstäben des Mittelstandes anpassen. Er machte seine Überwachungsgänge am Strand in Schuhen aus Hanfsohlen und einer zerlumpten und verblichenen Uniform, die er sich als Fischereiaufseher laut Vertrag aus eigenen Mitteln hatte anschaffen müssen. Ein baumwollener Sommeranzug – und zwar ein äußerst einfacher, war kaum unter hundert Mark, dem Verdienst von eineinhalb Monaten, zu haben. Ein Winteranzug mit wenigstens einem geringen Prozentsatz von Kammgarn kostete Ramon den Verdienst von zweieinhalb Monaten.

Ein Schoppen offenen weißen Landweines war für ein Viertel von Ramons Tagesverdienst zu haben. Wein war verhältnismäßig billig. Lieber, als sich ins Meer zu stürzen, ertränkte Ramon sich und seine Sorgen im Wein.

Für diejenigen, die sich eines anständigen Lebensstandards erfreuen, mag es vielleicht unmöglich sein, sich die Hölle vorzustellen, in der Ramon lebte – von Sorgen gequält, gejagt von Gläubigern, verfolgt von den Gespenstern von Vater, Brüdern und Schwestern, die diese „ganz angemessene“ Lebensweise vorzeitig ins Grab gebracht hatte.

Zu alledem kam noch, daß sein einziger Bruder Vicente, nachdem er es zu etwas gebracht hatte, sich unerbittlich von ihm lossagte. Kein Wunder, denn Vicente war Chef der Falange und Ramon ihm nicht mehr gut genug.

Ramon war es ein Dorn im Auge, wenn er sehen mußte, wie seine Freunde es zu etwas brachten, während er selbst wie der Frosch im Brunnen einen Sprung nach oben machte und zwei zurückfiel.

Der Neid eines Freundes ist mehr zu fürchten als der Haß eines Feindes, sagt ein Sprichwort. Ramon unterbreitete den Fall seinem Bruder Vicente.

Der Falangeführer ließ Pedro zu sich kommen. „Du Narr, siehst du nicht, was du riskierst? Was dann, wenn die Polizei Wind davon bekommt? Das würde Gefängnis für euch beide bedeuten. Du opferst dich für einen Burschen wie Carlos? An deiner Stelle würde ich keine Zeit verlieren, aus dem Geschäft auszuweichen.“

Bleich und zitternd wankte Pedro in die Königinbar. „Ich muß an meine Mutter denken“, rechtfertigte er sich. „Sie hat niemanden außer mir. Ins Gefängnis! O Virgen del Carmen, warum bin ich ein solcher Narr? Carlos ist ein guter Kerl. Ein wirklich guter Kerl. Er verdient, daß es ihm besser geht. Trotzdem muß ich das Boot verkaufen und ihm sein Geld zurückgeben.“

„Warum willst du ihm sein Geld zurückgeben?“ meinte Ramon Campano. „Warum willst du das Boot verkaufen? Es gehört dir, von Rechts wegen und moralisch.“

„Von Rechts wegen ja. Aber moralisch –? Wieso moralisch? Welches Recht habe ich –?“ Pedro war sprachlos.

„Welches Recht? Das werde ich dir sagen, mein Freund“, erwiderte Vicente. „Carlos hat nie gezögert, dich zu opfern. Er benutzte dich nur für seine Zwecke. Er hatte keine Hemmungen. Er gefährdete deine Laufbahn, deinen guten Namen und die Existenz deiner Mutter, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Und als Gegenleistung bot er dir ein lumpiges Achtel des Gewinns an! Wie kannst du nur so töricht sein? Überleg doch, Pedro! Du hast ein Anrecht auf Entschädigung. Es ist nur anständig...“

Das Ende war, daß Pedro eine von dem Fischereiaufseher überbrachte Mitteilung an Carlos sandte, wonach Carlos als sein Schiffsführer entlassen wurde.

Und jetzt trat Carlos in eine neue Lebensphase ein, die schrecklicher und düsterer war als alles, was er bisher kennengelernt hatte.

**Auszug aus „Ernte des Sturms“
Besprechung des Werkes unten**

Chronik eines spanischen Dorfes



In steigender Zahl bevölkern jedes Jahr in den Sommermonaten viele Tausende Touristen aus den mitteleuropäischen Ländern und aus Amerika die spanische Mittelmeerküste. Manche reisen auch durch das ganze Land jenseits der Pyrenäen. Doch wer von ihnen kommt schon in Kontakt mit der Bevölkerung, besonders mit der großen Masse der arbeitenden Menschen, der Bauern, Arbeiter und Fischer. Sie erleben das Land nur in den großen Hotels, in den Bars, am Strand, in den belebten Straßen der Städte und vielleicht noch beim Stierkampf. Die Häuser der Reichen und die Hütten der Armen bleiben ihnen verschlossen, und das vielfältige Leben, das sich dort abspielt, bleibt ihnen verborgen. Auch die Unkenntnis der Sprache isoliert den Fremden wie auch das stets wache Mißtrauen der Bevölkerung. Es gibt viel Aufpasser im Lande Francos, und man hört ja auch bei uns immer wieder von Verfolgungen, denen die Menschen aller Berufsstände ausgesetzt sind, wenn sie in irgendeiner Form gegen die Methoden des Polizeistaates aufbegehren. In der jüngeren Geschichte hat wohl kaum ein Volk einen so hohen Blutzoll in seinem Freiheitskampf entrichten müssen wie das spanische in den mörderischen Bürgerkriegsjahren von 1936 bis 1939.

Aber es gibt berufene Zeugen dieses verborgenen Lebens. Zwei von ihnen, Elizabeth Lyttleton und Herbert Sturz, haben das Wort zu einer wahrheitsgemäßen Aussage ergriffen. Sie

lebten über ein Jahr in einem kleinen Dorf an der spanischen Mittelmeerküste in der Umgebung Malagas, teilten das Leben der Fischer und Bauern und konnten ihr Vertrauen erringen. Ein Freund aus diesem Dorf gab ihnen die Berufung: „Sie haben unser Dorf gesehen. Sie kennen unsere Leute. Sie sind Zeuge gewesen, wie sie leben und was sie leiden. Wenn es Ihnen möglich sein sollte, die Aufmerksamkeit der Menschen zu erregen, bitten wir Sie, alles einmal von unserem Standpunkt aus darzustellen.“

Aus dem, was die einfachen Menschen ihnen vertrauensvoll mitteilten – „nachdem sie vorher sorgfältig die Läden zugezogen hatten“ – und aus dem, was die Verfasser selbst sahen und erlebten, entstand dieses Buch als die Chronik eines spanischen Dorfes. Und sie machten es sich nicht leicht: „Authentisches Material über La Farola zu sammeln, war keine geringe Aufgabe. Der Weg führte in die Hintergründe jeder Kaste und Klasse, in Kirchen, Klöster, Schulen, Krankenhäuser, Kliniken, Gefängnisse und Bordelle. Mit dem Bug der Fischerboote durchfurchte er das Meer. Er verlor sich auf den grasigen Pfaden unter den Olivenbäumen. Er kroch durch die Ackerfurchen, wo gierige Hände die paar Kartoffeln ausscharten, die nach der Ernte übriggeblieben waren.“

Es ist eine Geschichte des Hungers, des unmenschlichen hoffnungslosen Leidens, erbarmungsloser Verfolgung und Ein-

schüchterung durch dumme und anmaßende Staatsorgane und deren Nutznießer und Helfershelfer, die stets bereit sind, durch Drohung und Gewalt sich schamlos an den Ärmsten zu bereichern. In den Schicksalen und Charakteren einiger Familien von Fischern, Bauern und Bürgern dieses Dorfes entrollt sich farbiges pulsierendes Leben in allen seinen Äußerungen. So auch der Zuneigung und Liebe, aber auch eines Hasses, der sich manchmal eruptiv entläßt in verzweifelten Taten gegen die schlimmsten Nutznießer der herrschenden Mächte, eines Lebens, welches vielfach verstrickt ist in mittelalterlichen abergläubischen Vorstellungen, aber auch ebenso bereit, mit diesen aufzuräumen, manchmal schamlos in seinen erdverhafteten sinnlichen Formen. Es ist eine Chronik menschlicher Größe und menschlicher Unzulänglichkeit. Jeder, der Spanien und seine Menschen liebt, sollte es nicht versäumen, dieses Buch zu lesen. Er wird dabei die Seiten des spanischen Lebens kennenlernen, die zu verbergen und zu verschleiern das offizielle Spanien durch eine strenge Zensur bemüht ist.

Walter Haak

Elizabeth Lyttleton und Herbert Sturz
„Ernte des Sturms“ Chronik eines spanischen Dorfes
Verlag Albert Langen/Georg Müller, München
Preis DM 16,80

Pablo Casals

Wollte man fragen: Wer ist in unserer Zeit der größte Dirigent, der größte Pianist oder der größte Geiger, so gäbe es darauf keine einheitliche Antwort. Mit guten Gründen könnten sechs oder acht oder zehn Dirigenten, Pianisten oder Geiger genannt werden, und man würde erkennen, daß es schief und sinnlos ist, darüber zu streiten, wer von ihnen „der größte“ sei.

Fragt man aber: Wer ist in unserer Zeit der größte Cellist, so gibt es darauf nur eine Antwort; niemand würde einen Augenblick zögern, diesen Namen zu nennen: Pablo Casals. Und das Erstaunlichste ist, daß diese von niemandem bestrittene „Rangordnung“ seit mehr als sechs Jahrzehnten gilt. Denn die internationale Laufbahn dieses Musikers begann im Winter 1899/1900 – und heute ist der Fünfundachtzigjährige unverändert auf der Höhe seiner Meisterschaft. Das ist schon rein physisch fast ein Wunder: denn noch kaum je hat es einen Pianisten, Geiger oder Cellisten gegeben, der sich bis in ein so hohes Alter die absolute Ruhe und Sicherheit seiner Hand und seines Gedächtnisses zu bewahren vermochte. Natürlich ist dieses „Wunder“ nicht einfach das Ergebnis überragender musikalischer und manueller Begabung und einer beneidenswert guten Gesundheit. Sondern hier, wenn irgendwo, gilt das Wort aus Schillers „Wallenstein“: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“ – wobei wir unter „Geist“ die Vergeistigung und Beseelung jedes Tuns, verbunden mit Menschlichkeit, Willenskraft und höchstem Verantwortungsgefühl verstehen.

Das gilt für Casals zunächst im Rahmen des Musikalischen. Sein Musizieren entspringt nicht der Lust am Virtuosen, an Effekten und glanzvollen Erfolgen, sondern ist Dienst an dem, was er als das Höchste in der Musik erkannt hat. Ein Casals wird nicht irgendein Musikstück spielen, mit dem er rauschenden Beifall ernten kann, das aber wertlos ist, sondern nur Werke, in denen die größten Meister – wie Bach, Mozart oder Beethoven, denen vor allen anderen seine Liebe gilt – zu den Menschen gesprochen haben.

Diese Werke beherrscht Casals natürlich seit seiner Jugend. Aber damit wird er sich nie begnügen – und das ist das, was ich sein Verantwortungsgefühl und seine Willenskraft nenne. Mag er eine Solosuite von Bach oder eine Sonate von Beethoven oder das Cellokonzert von Dvorak oder Schumann so herrlich spielen wie kein zweiter – für ihn ist das Ideal der Wirklichkeit nie erreicht. Sein Geist und seine Finger arbeiten unermüdlich an der Verbesserung der Wiedergabe, und das sowie sein steter Umgang mit jungen Menschen, die er zu Musikern heranbildet, ist es wohl vor allem, was ihn so wunderbar jung erhalten hat.

Aber damit ist noch längst nicht alles gesagt, und vielleicht nicht einmal das Wichtigste. Es gibt viele Musiker, die in ihrem Beruf Großes leisten, bei denen uns aber doch Entscheidendes fehlt. Das liegt daran, daß für sie nur die Musik existiert und sonst gar nichts. Bei Casals ist das ganz anders: Für ihn ist die Musik ein herrlicher Ausdruck menschlichen Geistes und menschlichen Empfindens – ein Teil also eines noch größeren Ganzen, das man Güte, Menschenwürde, Menschlichkeit und Freiheit nennen könnte.

Darum konnte ein Mann wie Casals niemals „nur Künstler“ und niemals „unpolitisch“ sein. Das drückte sich in seinen jüngeren Jahren etwa so aus, daß er – der weltberühmte Meister, der auf Konzertreisen ein Vermögen verdienen konnte – einen großen Teil seiner Zeit und Kraft dafür einsetzte, in Barcelona eine von ihm gegründete Gesellschaft für Arbeiterkonzerte und ein „Volksorchester“ zu leiten, um den katalanischen Arbeitern und Arbeiterinnen gute Musik nahezubringen. Schon das war ungewöhnlich, denn wir kennen kaum einen zweiten Künstler, der das durch viele Jahre hindurch getan hätte. Und doch zeigte sich erst später der Mensch Casals in seiner vollen Größe.

Das geschah, als in Spanien nach fast dreijährigem Bürgerkrieg General Franco gesiegt und für sein Volk alle Freiheit beseitigt hatte. Natürlich hätte niemand den berühmten Musiker gehindert, in seiner Heimat zu bleiben, im Gegenteil: das wäre dem Diktator ein willkommenes Alibi gewesen (so wie sich die Hitler, Göring und Goebbels rühmten, daß ja Furtwängler, Richard Strauss, Gerhart Hauptmann und andere im Dritten Reich weiter musizierten und dichteten). Für Casals kam das keinen Augenblick in Frage: unbeugsam, kompromißlos nahm er das Exil auf sich, so sehr er auch seine Heimat liebte.

Und er ging noch weiter. Er kämpfte nicht nur für Spaniens Freiheit, sondern für die Freiheit aller Unterdrückten. Er protestierte gegen alle Tyrannen, er konzertierte in keinem Lande, dessen Regierende sich an irgendeiner Tyrannei mitschuldig



Foto: Roger Hauert

gemacht hatten. Dafür stellte er seinen Namen und seine Kraft und die finanziellen Mittel, die er sich mit seiner Kunst erworben hatte, überall in den Dienst von Komitees, die den Verfolgten und Unterdrückten aller Diktaturen Hilfe bringen wollten. So hält er es – für ihn eine Selbstverständlichkeit – durch all die Jahrzehnte hindurch, im Gegensatz zu so manchen anderen, der nach einer kurzen Gefühlsaufwallung seinen faulen Frieden schloß mit Männern und Regimen, die Freiheit und Menschenwürde mit Füßen treten. Das alles, so meine ich, hat zu dem beglückenden Wunder beigetragen, daß der fünfundachtzigjährige Pablo Casals jung genug geblieben ist, um in Israel und in Puerto Rico, im französischen Pyrenäenstädtchen Prades und im schweizerischen Bergdorf Zermatt

auf eine unvergleichliche Art auf seinem Cello zu musizieren, mit gleichgesinnten Freunden wie Menuhin, Isaac Stern oder Alexander Schneider Kammermusik zu machen, Kammerorchester zu dirigieren, Musikfeste vorzubereiten, junge Musiker zu unterrichten und selbst zu komponieren. Und wenn wir Pablo Casals, der sich gegenüber jedem, der ihm begegnet, durch eine zu Herzen gehende Einfachheit und schlichte Güte auszeichnet, lieben und verehren, so nicht nur, weil er ein wunderbarer Musiker ist, sondern vor allem auch, weil er sich in seinem ganzen Leben als edler, aufrechter, tapferer Mensch bewährt hat.

Walter Fabian

Ein Fleck in der Sonne

Verleih: Columbia



Ein ererbter 10000-Dollar-Scheck, der das harte Schicksal einer armen Familie wenden könnte. Aber vor den Augen des um seine Existenz ringenden jungen Chauffeurs Walter (Sidney Poitier) entstehen sofort egoistische Wunschbilder, mit deren Verwirklichung er alle hoffnungsvollen Zukunftsperspektiven seiner Angehörigen ernsthaft gefährdet. Besonders die junge Ruth (Ruby Dee) beobachtet das Mienenspiel ihres Mannes mit wachsender Unruhe.

Maßlose Enttäuschung und Verzweiflung stehen auf diesem Gesicht. Der kurze Traum vom Glück – die Hoffnung, den Elendsvierteln von Chicago zu entfliehen – scheint zerfallen. Walter hat einen Teil des Geldes, das seine Mutter (Claudia McNeil) von der Lebensversicherung des verstorbenen Vaters ausbezahlt bekommen hat, bei einer leichtsinnigen Geschäftspekulation verloren.



Im Jahre 1958 schrieb die damals 28jährige Negerdichterin Lorraine Hansberry ein Bühnenstück, das am Broadway Triumphe feiern sollte und dessen nicht alltägliche Qualität später durch den New Yorker Kritikerpreis (Auszeichnung für das beste Schauspiel einer jeden Saison) offiziell bestätigt wurde: A RAISIN IN THE SUN.

Dieser Erfolg ließ Amerikas Filmindustrie aufhorchen. Man erwarb die Rechte zur Verfilmung des Stücks und verpflichtete, was doch recht ungewöhnlich ist, die Originalbesetzung vom Broadway. Der Film wurde gedreht, zu den Internationalen Filmfestspielen in Cannes entsandt, fand dort recht positive Aufnahme und lief endlich Anfang Dezember in der Bundesrepublik an.

Die Verfilmung eines wirkungsvollen Bühnenwerks ist nun stets ein löbliches Unterfangen, jedoch bleibt dem Kritiker die undankbare Aufgabe, herauszufinden, ob denn dies auch hinreichend gelungen, ob bei aller Eigengesetzlichkeit von Bühne und Film ein Weg gefunden wurde, der, Anliegen und Gehalt des Schauspiels gerecht werdend, eine neue, dem Film wesensgemäßere Gestaltungsform anzustreben vermag, ohne indes die Unmittelbarkeit und Leuchtkraft des Bühnenstücks zu verspielen.

Nun, eine kritische Untersuchung unter diesen Aspekten könnte der Film nicht bestehen. Denn was dem Betrachter hier geboten wird, ist verfilmtes Theater, dem Fernsehspiel weit aus ähnlicher als dem Film. (Inszenator Daniel Petrie, von Hause aus Fernsehregisseur, kann Herkunft und Neigung nur unschwer verleugnen.)

Doch je mehr eben auf eine Handlung im weiteren Raume mit all ihren technischen Vorzügen verzichtet wird, je mehr steht und fällt ein Film mit dem schauspielerischen Ausdrucksvermögen seiner Darsteller; denn gerade im verfilmten Kammerspiel ist das Gesicht des Schauspielers wie selten den harten Regeln der Filmkamera ausgesetzt, die empfindlich wie ein Seismograph jede auch noch so kleine falsche Regung in Gebärde und Mimik registriert.

Der Film, der fast ausschließlich in der schäbigen Wohnküche einer Chicagoer Negermietenkaserne spielt, vermag mit seltener Intensität jene Art von Familiendrama aufzuzei-

nen, von dem nun in kurzen Zügen berichtet werden soll.

In den Alltag der Negerfamilie Younger platzt die Nachricht von der bevorstehenden Auszahlung einer Lebensversicherungssumme von 10 000,— Dollar, die unsere fünf ihrem just dahingegangenen Familienoberhaupt zu verdanken haben. Doch gerade an diesem unverhofften Reichtum droht die Familiengemeinschaft zu zerbrechen.

Es kommt zu einem Zusammenstoß und gleichsam zum Aufeinanderprallen gegensätzlicher, generationsmäßig bedingter Meinungen.

Auf der einen Seite steht, stellvertretend für die alte Generation, die gottesfürchtige, lebenserfahrene Negermami Lena, auf der anderen die junge, im Sog der Busineß-Maschinerie weißer Brüder aufgewachsene Generation. Da ist erst einmal der lebenshungrige Walter, der sich mit der Versicherungsprämie die Beteiligung an einem „bombigen“ Geschäft sichern will, und da ist Beneatha, die Medizin studiert und deren unverdaut-intellektuelle Ansichten die anderen befremden.

So ist es schließlich nur der menschlichen Wärme und dem gütigen Verständnis der Großmutter zuzuschreiben, daß die Familie, durch viele unliebsame Vorkommnisse gleichsam geläutert, erneut und gefestigt wie nie zuvor zueinanderfindet.

Ein Film, der seine Faszinationskraft aus dem großartigen Zusammenspiel der farbigen Interpreten, aus der geschickten Paarung darstellerischer Ursprünglichkeit und kluger Bildberechnung bezieht.

Claudia McNeil als Großmutter Younger ist einfach großartig, eine souveräne Beherrscherin der ganz großen Schauspielkunst; Sidney Poitier als Walter bekam für diese seine Leistung in Cannes den neu gestifteten „Gary-Cooper-Preis“ 1961 zugesprochen. Fernerin in vollendet ausgespielten Rollen Ruby Dee als Walters Frau Ruth, Stephen Perry als Walters Sohn Travis und Diana Sands als Walters Schwester Beneatha.

Doch sollte man bei aller Begeisterung für die darstellerische Bewältigung dieses Stoffes nicht vergessen, daß hier nicht nur aufgezeigt, registriert werden will, sondern daß diesem Werk ein Anliegen zugrunde liegt, das sich mit „Appell an die menschliche Würde“ nur schwach und ungenau umschreiben läßt.

Hans Plück

„Der Lügner“ - ein Filmmärchen

Real Film / Walter Koppel

Es war einmal ein Mann mit Namen Sebastian Schumann. In einem mittleren Betrieb war er der beste Reisende. Unzerbrechlich war das Geschirr, das er unter die Leute brachte, aber seine Ehe zerbrach. Eines Tages hatte seine Frau ihn mit der kleinen Tochter allein gelassen. Und da gebrauchte er, um Kindertränen zum Versiegen zu bringen, die erste Notlüge. Er sagte der Tochter, die Mutter sei als Engel im Himmel. Weil er die Tochter nicht allein lassen wollte, bat er um Rückversetzung als Buchhalter, aber hier bewährte er sich nicht. Schließlich wurde er entlassen. Die phantasievollen Geschichten, die er seiner Tochter erzählt hat, zerplatzten wie Seifenblasen.

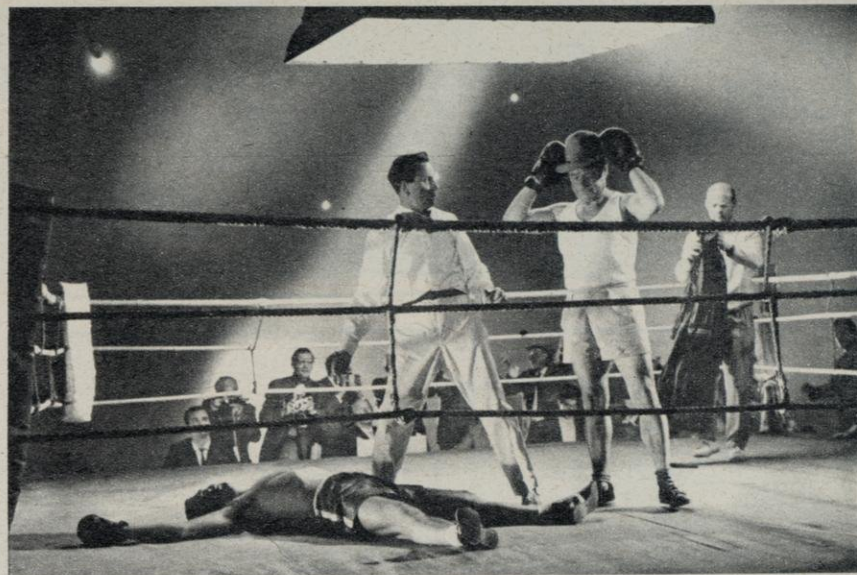
Aber dieser Film, in dem Heinz Rühmann den Buchhalter Sebastian Schumann spielt, ist ja ein Märchen, sogar ein sehr liebenswertes, und das kann nicht schlecht ausgehen. Am Ende findet die kleine charmante Tochter eine neue Mutter, und Schumann wird wieder Reisender in seiner Firma.

Das ist der Rahmen des Films. Aber dazwischen gibt es phantastische Geschichten. Da tritt Schumann als Boxchampion auf – und siegt natürlich; als berühmter Spion wird er in letzter Minute unter dramatischen Umständen gerettet; wir sehen ihn auf Weltraumfahrt; dann als Chirurgen, der sich selbst operiert, er telefoniert mit dem Reichspräsidenten in der Rolle eines berühmten Diplomaten und zaubert seinem Kinde – und den Besuchern des Films – ein Märchenreich der Phantasie hin. Es ist das Lied vom kleinen Gernegroß, das an große Fabulierer erinnert.

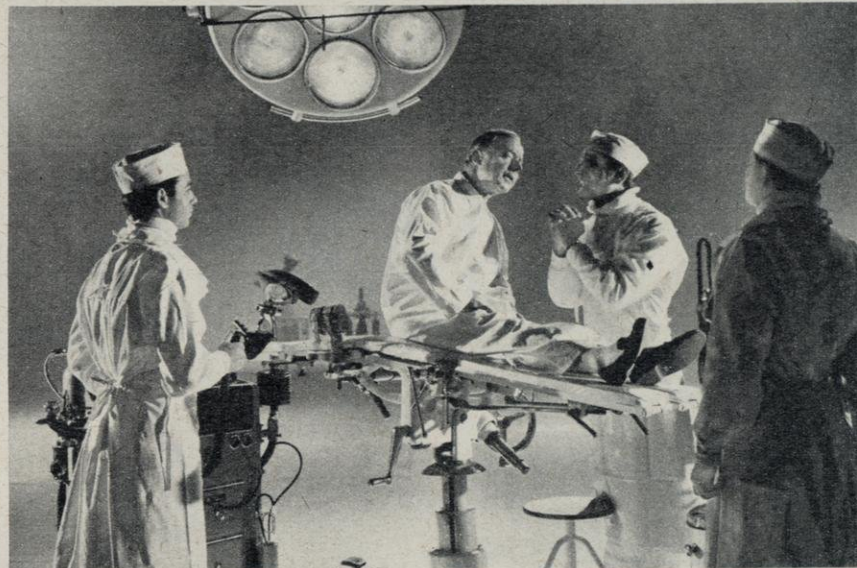
Ein liebenswerter Film, von dessen Güte wir in der deutschen Produktion nur wenige haben. Ladislao Vadja, durch eine Reihe von sehr guten Filmen bekannt, führte Regie. Vadja sagte einmal, daß seine Frau von ihm zu Weihnachten keine Brillanten erwarte, aber alljährlich einen guten Film. Seine Frau hat allen Grund zur Freude. Die Filmbesucher auch.

Hadobu

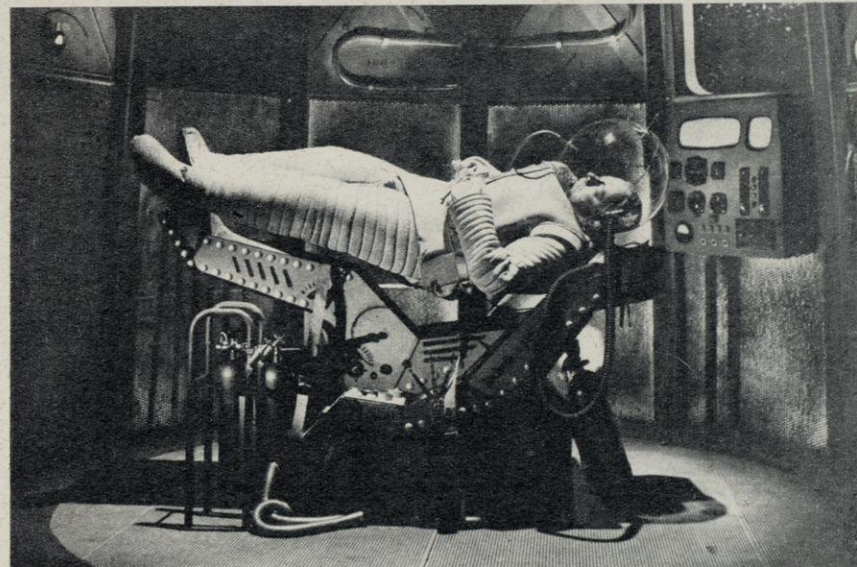
Als Meisterspion



8-9 - aus!



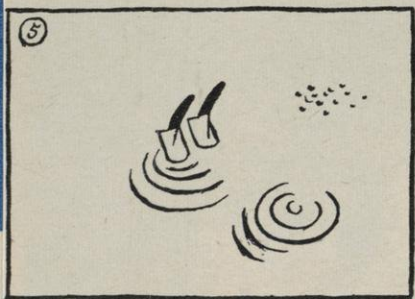
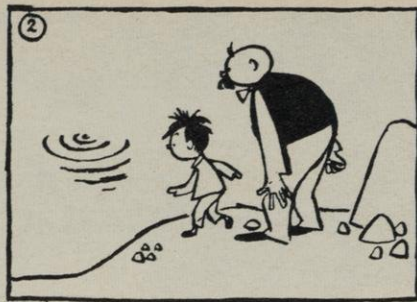
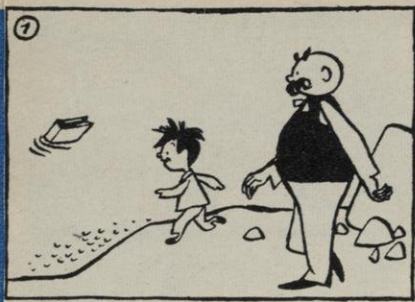
Schumann operiert sich selbst



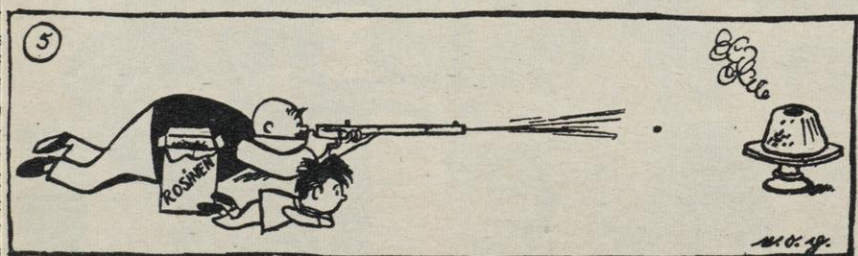
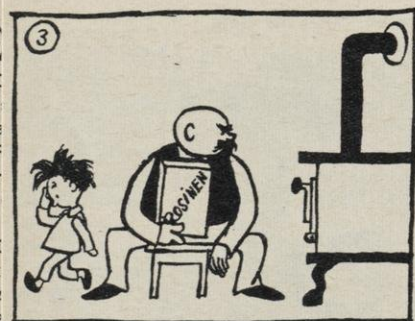
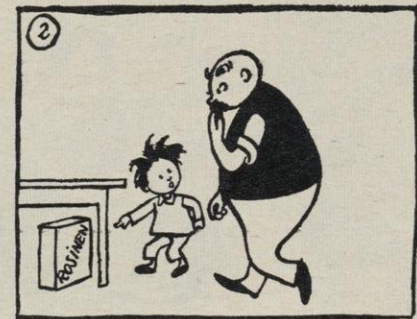
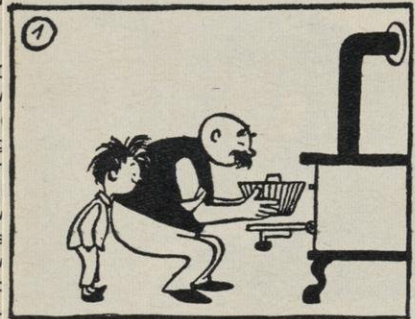
Als Weltraumfahrer

Unten: Aber nie Geld





M. O. S.



M. O. S.

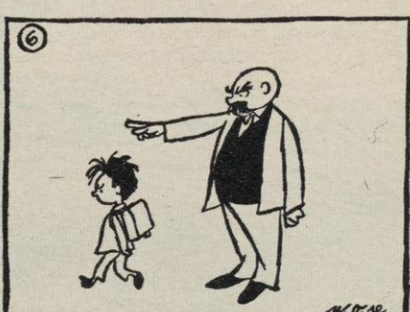
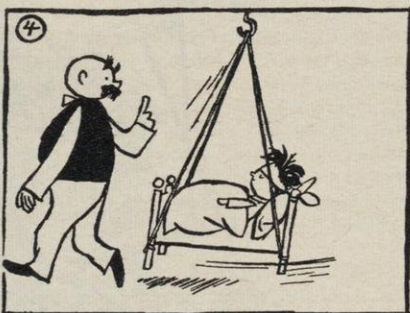
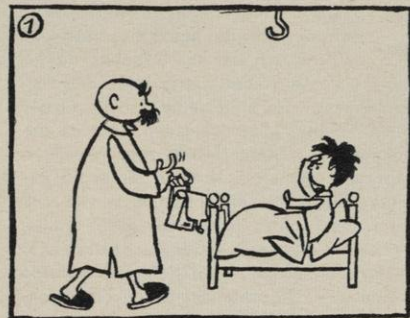
Endlich geistige Nahrung

Der Simulant



Aus „Vater und Sohn“

von e. o. plauen



M. O. S.

Die vergessenen Rosinen

Rechte bei Südverlag GmbH Konstanz

Vertical text on the left margin: C F E I f c t i v i I v j e r i v s v l u s F i a F t l I t z e c r s F f h r I k r s